



## Illustrierte Monatschrift

im Anschluß an die Lyoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Nro. 2.

„Die katholischen Missionen“ erscheinen allmonatlich, zwei bis drei Quartbogen stark, und können durch jede Buchhandlung bezogen werden. Preis per Jahrgang \$ 1.75 postfrei.

Februar 1883.

**Inhalt:** Die Schreckenstage von Alexandrien. (Schluß.) — Eine Reise nach Udoë und Nigova an der Ostküste Afrikas. (Fortsetzung.) — Siam, seine Apostel und Märtyrer. (Fortsetzung.) — Nachrichten aus den Missionen: Dänemark; Korea; Vorderindien; Ober-Agypten; Südafrika; Westafrika; Nordamerika. — Für Missionszwecke.

### Die Schreckenstage von Alexandrien.

(Bericht P. de Dianous' S. J. — Schluß.)

**A**n trieb uns endlich in den innern Hofraum, den die Schaar von Banditen soeben verlassen hatte. Dasselbst fanden wir einen Brunnen; welche Erquickung nach solchen Qualen des Durstes! Unsere erste Sorge war der Verwundete. P. Méchin legte feuchte Leinwand auf die Wunde und verband sie; dann beichtete der Unglückliche mit der größten Reue und brachte Gott großmüthig das Opfer seines Lebens dar. Als er am Abend, wie wir Alle, einen Fluchtversuch machte, wurde er mit einem seiner Freunde auf dem Wege zum Spital in den Straßen ermordet. Seine Seele ruhe im Frieden! Wenn unser Zurückbleiben in Alexandrien auch nur die Rettung dieser einen Seele zur Folge gehabt hätte: unsere Leiden wären reich belohnt. Ein Freidenker wollte durchaus die Beichte des armen Menschen verhindern: „Was soll das nützen,“ sagte der Unselige, „Gott ist ein leeres Wort!“ — Gott hat in seiner Barmherzigkeit dem Lasterer das Leben erhalten; er hat aber zugelassen, daß er auf der Flucht drei Bajonnetstiche erhielt, welche ihm Gelegenheit verschafften, über sein Leben nachzudenken. Noch hoffe ich, ihn mit Gott auszuöhnen zu können. Die übrigen Unglücksgefährten benahmen sich sehr erbaulich; viele beichteten, baten um unsern Segen, verziehen sich laut frühere Beleidigungen und beteten mit uns den Rosenkranz.

Es war ein schrecklicher Tag. Jeder Augenblick schien uns stundenlang. Es ist sehr leicht, einmal das Opfer seines Lebens zu bringen; wenn es aber in der That gefordert wird, dann sträubt sich der angeborene Erhaltungstrieb. Auch wir waren entschlossen, Alles für unsere Rettung zu versuchen. Das Thor des Gefängnisses war nicht verschlossen; wir beobachteten durch eine Öffnung desselben, was in der Zaphie und auf der Straße vor sich ging. Soldaten stürzten herein und eilten mit Rissen beladen, welche sie

retten wollten, hinweg. Die Aufregung war so groß, daß man nicht einmal die Kasse der Polizeipräfektur in Sicherheit brachte. Uns schienen sie vollkommen vergessen zu haben. Die Straße war voll von Arabern, die mit ihren Habseligkeiten in größter Eile in der Richtung auf Kamleh vorüberstüchteten. Nach und nach ward es stille; wir schlossen, die Landung der Engländer habe diese Flucht veranlaßt. Was sollten wir thun? Die Einen schlugen vor, von der Terrasse des Gebäudes aus den Engländern ein Nothsignal zu geben. Aber war das Haus wirklich von den Soldaten ganz geräumt? Andere rietten, in geschlossener Schaar nach dem Ufer und den Engländern entgegenzuziehen. Aber wir waren ohne Waffen, Viele von uns verwundet; ein Trupp Araber, dem wir begegnen konnten, hätte uns Alle niedergemacht. Andere rietten, noch zuwarten, und das war das Klügste, wie der Erfolg zeigte. Gegen 3 Uhr magte Einer, der geläufig arabisch sprach, in den zurückgebliebenen schmutzigen Überwurf eines der frühern Gefangenen gehüllt, sich in die Straße hinaus. Er kam nicht zurück; das ermutigte zwei Andere, ihm zu folgen. Immer mehr ahmten das gegebene Beispiel nach; gegen 4 Uhr waren wir noch ein Duzend im Gefängnißhose.<sup>1</sup>

„Jetzt ist es Zeit für uns,“ sagte ich zu P. Méchin. Wir machten das heilige Kreuzzeichen, riefen unsere Schutzengel an und gingen; alle, welche sich noch im Gefängnisse befanden, wollten mit uns gehen. Umsonst versuchten wir sie zu überreden, wir könnten uns einzeln leichter retten, als wenn wir alle zusammen wären. Sie

<sup>1</sup> P. Méchin berichtet, daß fünf Europäer aus der Zahl der Gefangenen bei diesem Fluchtversuche in den Straßen ermordet wurden.



meinten nun einmal, in unserer Gesellschaft seien sie sicherer. „Die Patres werden sich retten,“ sagten sie, „wir wollen sie nicht verlassen.“ So folgten sie uns sämmtlich auf den Fersen und erhöhten durch ihre Zahl die Gefahr unseres Unternehmens. Jeder Araber, der uns sah, konnte unsere Ermordung veranlassen. Wir begegneten einem Wagen, auf dem zwei Offiziere mit Gepäck flüchteten. Sie sahen unsere Angst: „Amal Sakom,“ riefen sie uns zu, „Friede mit euch!“ Dann fügten sie halblaut bei: „Ihr werdet schon Beute treffen, die mit euch abrechnen!“ Doch wir konnten nicht mehr zurück; auf gut Glück eilten wir durch Gassen und Gäßchen. In einem Winkel fanden wir eine offene Hausthüre; wir traten ein; aber ein Türke mit einem unheimlichen Gesichte wollte uns zuerst den Eintritt verwehren. Dann auf einmal besann er sich und hieß uns mit einem böswilligen Lächeln eintreten. „Fort von hier,“ sagte ich zu meinen Gefährten, „der Mann will uns den Mördern ausliefern!“ So stürzten wir, ohne umzublicken, wieder in die Gasse hinaus. Wohin nun? „Nach unserer früheren Wohnung,“ rief P. Méchin. Wir eilten durch viele Nebengäßchen und erreichten bald den Consulatplatz.

Da erwarteten uns neue und noch viel gefährlichere Abenteuer. Der herrliche Platz, der Mittelpunkt des Handels und Reichthums, war der Plünderung verfallen. Auch kein Haus blieb verschont, alle Thüren waren eingesprenzt, die großartigen Kaufläden standen offen; der Pöbel nahm, was ihm beliebte; der Rest lag zerrissen und zerbröckelt drunter und drüber. Ein trauriger Anblick! Aber man ließ uns keine Zeit zu Betrachtungen. Eine Bande von Räubern stürzte sich auf uns; ein wilder Gefelle schwang mit drohendem Blicke seine Flinte über meinem Haupte und schrie: „Die Börse oder das Leben!“ Bis dahin hatte ich meine Börse noch gerettet; sie war voll kleiner Münzen und deshalb ziemlich schwer. Im Gefängnisse hatte ich zur Vorsicht zwei 20-Frankenstücke und ein englisches Pfund daraus genommen, die erstern in meiner Tasche verborgen und das letztere P. Méchin gegeben, dem man Alles geraubt hatte. Der Araber entriß mir meine Börse; sie schien ihm gut gefüllt; so sagte er zu seinen Gefährten: „Eine gute Beute, laßt sie laufen!“ Während ich voraneilte, sah ich mehrere Flintenläufe auf mich gerichtet; aber die heiligen Engel wachten. Noch dreimal wurde ich von Räubern angehalten. „Man hat mich schon beraubt,“ sagte ich. Ein junger Mensch versetzte mir einen heftigen Stockstreich; ich war froh, mit dem Leben von diesem unglücklichen Platz fortzukommen. P. Méchin war von einem jungen Menschen mit einem Revolver angefallen worden<sup>1</sup>.

<sup>1</sup> P. Méchin erzählt seine Abenteuer auf dem Consulatplatze also: „Ich hatte kaum einige Schritte auf dem Platze gemacht, als mich ein junger Araber von 14 oder 15 Jahren anfiel. Der Bursche hielt mir seinen Revolver in's Gesicht. Wie ein Blitz stürzte ich mich auf ihn und wollte ihm die Waffe entreißen; aber der Araber hatte flinke Beine. Wie ich mich umsah, ob ich selbst verfolgt werde, gewahrte ich mit Entsetzen drei Araber hinter mir, den einen bewaffnet mit einem Morgensterne, den zweiten mit einer Vogelflinte, den dritten mit einem Küchenmesser, dessen Schärfe er gerade mit dem Finger prüfte, als ich den Kopf wandte. Ich eilte voran und es gelang mir, die drei Verfolger zu trennen; aber der eine mit dem Morgensterne holte mich bald ein und schwang seine schreckliche Waffe über meinem Haupte. Da gewahrte ich nahebei einen reichen Araber, der auf dem Platze stand und offenbar die Plünderung leitete. „Das also ist euer Vornehmer!“ schrie ich ihm zu. „Ihr ruft: „Friede! Friede!“ und wer euern Worten glaubt, den mordet ihr!“ Ich weiß nicht, ob der Mann mich verstand, denn ich redete französisch, oder ob sonst ein Funke Menschlichkeit in seinem Herzen glimmte: er gab dem Araber, der mich morden wollte, ein Zeichen, und dieser ließ augenblicklich von mir ab. 30 Schritte weiter hielt mich ein kleiner Neger, ein Soldat, an: „Geld! Geld!“ Ich sagte ihm, seine Gefährten hätten mich schon Tags zuvor ausgeraubt.

Endlich hatten wir den schrecklichen Consulatplatz hinter uns. Umsonst klopfen wir an unserm alten Hause; niemand ließ uns ein. Und doch wurde der Aufenthalt in den Straßen immer gefährlicher. Eben sahen wir den ersten Schein der Feuersbrunst, während mit Beute beladener Pöbel durch alle Gassen wogte.

„An's Meer hinunter!“ rief ich. Unterwegs gewahrte ich ein großes, im Bau begriffenes Gebäude. Das Erdgeschos war nur mit einigen Brettern verrammelt, welche wir rasch beseitigten. So befanden wir uns für den Augenblick außer Gefahr; denn es schien unwahrscheinlich, daß man in ein leeres Haus einbrechen würde, in welchem es nichts zu stehlen gab. Ein brennender Durst verzehrte uns; endlich fanden wir einen Eimer voll schmutzigen Wassers, den die Maurer bei der Arbeit brauchten. Wir überwandten unsern Ekel und tranken von dieser Flüssigkeit, die uns den Schlund versengte. — „Ich kann nicht mehr,“ sagte P. Méchin, „wir müssen etwas rasten.“ So setzten wir uns auf ein Brett. Die furchtbare Aufregung der letzten Stunden hatte uns in ein heftiges Fieber versetzt und wir waren ganz in Schweiß gebadet. Seit dem Schwarzbrotte des letzten Abends hatten wir keinen Bissen mehr verkostet, und wir sanken vor Schwäche fast um. Doch es war unmöglich, etwas Speise aufzutreiben. Ein wenig Schlaf schien uns ebenso nöthig. Aber war das Haus auch ein sicheres Unterkommen? Das wollten wir zuerst untersuchen. Das Haus hatte vier Stockwerke; im obersten fanden wir ein kleines Zimmer mit einem Bretterboden, wo wir gerne die Nacht zugebracht hätten. „Wenn es aber Jemanden einfiele, heraufzukommen, so wären wir gefangen wie in einer Mausefalle,“ sagte einer von uns (zwei Malteser und ein Grieche waren noch immer bei uns). „Wäre es nicht besser, in den Keller hinabzugehen?“ Wir stiegen hinab; er war aber so feucht, daß es in unserm Zustande eine Tollkühnheit gewesen wäre, dort zu bleiben; zudem bemerkten wir, daß Raubgefinde den Ort für einen Unterschlupf gestohlener Waarenballen benützte. So eilten wir wieder hinauf in das kleine Zimmer, das wir zur Nachtherberge bestimmten. Seine Lage in der Ecke des Hauses ließ uns zwei Straßen überblicken. Wir versuchten etwas zu ruhen.

Die Nacht war angebrochen — eine Schreckensnacht, welche von der entsetzlichen Helle des Brandes erleuchtet wurde, der die Stadt verzehrte. Von allen Seiten sprühten Flammen und Funkenarben am Horizonte auf. Der Anblick wäre herrlich gewesen, hätte nicht der Gedanke an die Bosheit der Menschen, welche so namenloses Unglück verursachte, das Herz mit tiefstem Schmerze erfüllt. Während rundum die Flammen emporloderten, war Schlaf für uns ein Ding der Unmöglichkeit; unsere drei Gefährten aber besiegte die körperliche Ermüdung. Sie schliefen fest ein, wir aber bestiegen das flache Dach des Hauses und beobachteten den immer weiter um sich greifenden Brand. Von unserer Warte aus sahen wir Soldaten mit der Fackel in der Hand an neuen Stellen anzünden. Der Boulevard von Ramleh war mit Beduinen besät, welche mit ihrem Raube auf dem Rücken flüchteten oder mit Beute schwerbeladene Esel vor sich hertrieben. Ja selbst Offiziere in Uniform schämten sich nicht, mit schmählichem Raube bepakte Pferde am Zügel zu führen. Was wir in diesen Tagen sahen, gab uns einen schlechten Begriff von der ägyptischen Armee.

Da erblickte er mein Taschentuch, in welches ich das englische Goldstück gebunden hatte, und entriß mir das Tuch. Noch waren meine Abenteuer nicht zu Ende. Bevor ich die Mitte des Platzes erreichte, traf mich ein anderer Soldat; er schlug seine Büchse auf mich an und schrie: „Geld! Geld!“ Ich zeigte meine leeren Taschen. Der Mann wollte aber nicht glauben und kam schußbereit auf mich los; da fiel ein Stück Tuch, das er auf seinen Tournister gepackt hatte, zu Boden. Das gab mir Gelegenheit zu entweichen, während er seine Beute wieder aufpackte. Ich erblickte P. de Dianous einige Schritte vor mir: „Fort von diesem Platze,“ rief ich ihm zu. „Nach unserm alten Hause!“



Gegen 11 Uhr Nachts ergriff das Feuer unser Nachbarhaus. Jetzt war es hohe Zeit, unser Versteck zu verlassen, bevor die Flammen uns den Weg abschneiden. Wir tasteten uns die Treppe hinab, welche noch keine Lehne hatte; einer unserer Gefährten, der noch halb im Schlafe war, stürzte über die Kante hinaus und fiel mit dumpfem Falle in den dunkeln Raum hinab. 'Er ist todt,' dachte ich, 'er muß zerquetsert sein.' Aber P. Méchin ergriff ihn im Falle an der Treppenwendung und der arme Mensch kam mit einigen neuen tüchtigen Quetschungen davon. Endlich standen wir wieder in der Straße. Wohin nun? Das Meer war ganz in unserer Nähe. Wir eilten also zum Strande hinab und legten uns auf den Uferstrand nieder, den Himmel über uns, das Meer zu unsern Füßen, links das brennende Alexandrien und vor uns in der Ferne die dunkle Linie der Kriegsschiffe, welche kaltblütigen Zeugen des furchtbaren Trauerspiels waren, das sich vor ihren Augen erfüllte.

Eine lebhafte Brise fachte die Flammen an. In unserer Nähe stand eine Badeanstalt auf Pfahlwerk im Meere; ein 40–50 Meter langer Holzsteg führte zu ihr. 'Wie wäre es,' sagte ich zu meinen Gefährten, 'wenn wir uns dahin flüchteten? Wir würden doch etwas Schutz vor diesem Winde finden, vielleicht etwas schlafen können.' Aber die Flammen wälzten sich immer näher heran. 'Wenn die Badeanstalt Feuer fängt, bleibt uns nichts mehr übrig, als ein Sprung in's Meer, und ich gestehe, daß ich kein besonderer Schwimmer bin,' sagte P. Méchin. Da auf einmal bricht ein blendendes Licht aus einem der englischen Schiffe hervor und beleuchtet der Reihe nach jeden Punkt der Küste. Das Admiralschiff warf dieses Strahlenbündel elektrischen Lichtes herüber. Fünf volle Minuten beleuchtete es unsere Gruppe, und ebenso lange Zeit waren wohl sämtliche Fernrohre der Engländer auf uns gerichtet. 'Es wird ihnen doch nicht einfallen, uns einige Kugeln herüberzuschicken,' meinte einer; 'durch die Hand der Araber zu sterben, wäre schlimmer; aber von den Engländern erschossen werden, und zwar, nachdem wir so vielen Gefahren glücklich entgangen, wäre doch noch schlimmer.' Unsere ruhige Haltung gab uns doch nicht das Aussehen von Feinden, und so glitt das Licht weiter und ließ uns wieder in der Dunkelheit. Hätten wir nur wenigstens ein Taschentuch gehabt, um ein Zeichen zu geben! Vielleicht hätte man ein Boot uns zu Hilfe geschickt, und es wäre uns geglückt, die Engländer in der Nacht noch zur Landung zu vermögen, dem Brande Einhalt zu thun und unsägliches Elend zu verhindern!

Bald nachher sahen wir einen Mann über den Steg der Badeanstalt gehen; wir beobachteten ihn stillschweigend; er gab ein Zeichen, und es folgten ihm etwa 20 Personen. 'Das sind Europäer,' sagte ich, 'schließen wir uns ihnen an.' Wir waren mit unsern neuen Unglücksgefährten, einigen Familien, die aus ihren brennenden Häusern entflohen, bald bekannt. Mit kurzen Worten erzählten wir uns gegenseitig unsere Leidensgeschichte; dann betraten wir zusammen die elende Zufluchtsstätte, welche von jeder Woge des Meeres erschüttert wurde. Endlich einige Augenblicke der Ruhe! Doch zunächst hielten wir Kriegsrath. Es schien unerlässlich, uns über das Schicksal der Familien zu vergewissern, welchen wir in unserm Hause eine Zufluchtsstätte gewährt hatten. Gegen 3 Uhr Morgens war anzunehmen, daß die Nordbrenner ihres Gewerbes müde sein würden; dann wollten wir den Versuch wagen, quer durch die Stadt unser Haus zu erreichen. Bis dahin suchte jeder eine kurze Rast.

Zur angegebenen Stunde machten wir uns wieder auf den Weg. Vorsichtig gehen wir voran; das Bellen zahlloser Hunde droht uns zu verrathen; Brandstätten hemmen überall unsere Schritte, und wo die Flammen ihre düstere Gluth verbreiten, sehen wir auch die dunkeln Gestalten von Nordbrennern, Arabern und Soldaten, welche uns zwingen, eine andere Richtung einzuschlagen. Überall droht neue Gefahr; der Rückweg zum Meere ist uns abgeschnitten, und jeder Schritt vorwärts kann den Tod bringen. Wir mußten uns nach einem neuen Schlupfwinkel umsehen, wenigstens um der

augenblicklich drohenden Gefahr zu entgehen. Neben uns war die Umfassungsmauer eines großen, noch nicht vollendeten Gebäudes. Wir schwangen uns darüber, und P. Méchin erkannte das griechische Spital, dessen eine Hälfte nur vollendet ist, welche durch einen Säulengang mit dem im Bau begriffenen Flügel verbunden wird. Wir suchten Schutz in den Kellergewölben. Aber auch hier fanden wir geraubte Waarenballen aufgespeichert und sahen einige Schritte davon die Räuber schlafen. 'Geschwind fort von hier!' sagten wir zu einander und eilten hinaus. Umsonst suchten wir im Garten ein passendes Versteck. Wir klopfen an dem Theile des Spitals, der bewohnt schien, erhielten aber keine Antwort. Gegenüber lag eine Thüre, durch die wir eintraten, allein wir stießen auf Beduinen und flüchteten rasch in den Garten zurück.

Inzwischen war es 4 Uhr geworden; der Tag brach an und steigerte unsere Gefahr. Noch einmal wagten wir den Versuch, das Ufer wieder zu erreichen; aber eine Schaar bewaffneter Araber trieb uns in einen Garten. Ein ganzes Rudel Hunde verfolgte uns; zum Unglücke hatte der Garten keinen andern Ausgang; wir mußten über verschiedene Mauern klettern und befanden uns endlich wieder im Garten des griechischen Spitals. Aber da konnte unseres Bleibens nicht sein; es war jetzt heller Tag und wir wollten abermals einen Versuch machen, durch das augenblicklich verlassene Gäßchen zu entfliehen. Da gewahrten wir ein Kreuz auf der Spitze eines kleinen Thürmchens. 'Das muß eine Kirche oder ein Ordenshaus sein,' dachten wir. Wir klopfen an; ein Kopf zeigte sich, und wir wurden auf italienisch nach unserm Begehren gefragt. 'Wir sind französische Priester und bitten um Einlaß,' sagten wir. Unsere Soutanen bezeugten zwar diese Angabe, sonst aber hätte unser Aufzug, baarhaupt, zerissen und blutbedeckt, wie wir waren, uns eher für Straßenräuber halten lassen. Gleichwohl müssen wir nicht so schlimm ausgesehen haben; denn im nächsten Augenblicke öffnete sich die Thüre und man bot uns einen herzlichen Willkomm. Unsere Abenteuer waren zu Ende: wir befanden uns im griechisch-schismatischen Patriarchate. (Der Patriarch und seine Priester waren geflohen; seine Dienerschaft bewachte das Haus.)

Die Wohnung ist im orientalischen Stile erbaut; auf die Straße hin gehen fast keine Fenster; im Innern befindet sich ein kleiner vierediger Hof, der zur ebenen Erde von einem Säulengange und darüber von einem Balkone umschlossen ist. So oft ein verdächtiger Besuch sich meldete, stellte sich ein entschlossener Grieche mit angeschlagenem Gewehre der Thüre gegenüber auf; andere, alle bis an die Zähne bewaffnet, saßen rechts und links derselben Posten, bereit, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Unser friedliches Aussehen ließ sie von einem so kriegerischen Empfange Abstand nehmen. Als Eintrittspreis mußten wir unsere Abenteuer den andern Flüchtlingen erzählen. Auf unsere Bitte brachte man etwas Wasser und Essig, womit wir die Wunden wuschen, und ein Glas feurigen Weines goß neues Leben in unsere Adern. Dann theilten wir uns brüderlich in eine Matratze auf ebener Erde; zum ersten Male konnten wir ohne Todesangst uns einige Stunden Schlaf gestatten.

Die Flüchtlinge, welche sich hier zusammengefunden hatten, waren meistens Griechen; manche davon mochten eine fragliche Vergangenheit hinter sich haben. Einer z. B. hatte noch die Ringe seiner Fesseln, die er seit sechs Jahren als Galeerensträfling trug, an den Füßen und zeigte sie mit Befriedigung Jedermann; er hatte in der allgemeinen Verwirrung das Weiße gesucht. Aber Alle bezeugten uns große Ehrfurcht; während die Übrigen ohne viel Ceremoniell ihr Mahl nahmen, wurde für uns in der Küche gedeckt und wir hatten sogar den Luxus von Gläsern und Tellern. Wir würden kein Ende finden, wollten wir alle Auftritte schildern, die wir in den 36 Stunden unseres Aufenthaltes bei den Griechen erlebten. Von Zeit zu Zeit zog eine Anzahl als Araber verkleidet auf Verproviantirung aus; diese trieben es ungefähr wie die Beduinen und kamen mit Liqueur und Weinflaschen beladen im Triumphe nach Hause.

Am 14. Abends verbreitete sich endlich die Nachricht, die Eng-



länder seien gelandet; es bestätigte sich. Die wenigen Araber, die man noch in den Straßen sah, trugen nun alle einen Fegen weißen Zeugens an ihrem Stocke; jeder Eingeborene, den man ohne weiße Fahne erblickte, werde sofort niedergeschossen, sagten sie. Nun beschlossen wir, unser Asyl zu verlassen. Es drängte uns, über das Loos unseres Hauses und seiner Bewohner endlich Sicherheit zu erhalten.

Nicht ohne Besorgniß gingen wir durch die Straßen, welche von rauchenden Trümmern halb gesperrt waren und in welche immer noch neue Trümmer nachstürzten. Wir begegneten ägyptischer Reiterei; jeder Soldat trug ein blaues Band an seinem linken Arme. Der Führer sah unser Zaubern. „Fürchtet nichts,“ rief er, „wir sind dem Khediven treu!“ Im Vorbeigehen besuchten wir das französische Spital. „Da wird man etwas von unserm Hause wissen,“ dachten wir. Man empfing uns mit der größten Freude. „Ihr Haus ist unversehrt,“ hieß es, „aber es scheint verlassen; Niemand antwortet.“

Wir eilten nun hin, wurden aber auf unser Klopfen nicht eingelassen. Über die Gartenmauer drangen wir ein; Niemand war im Hause. Wir rufen, wir schreien — da kommt unser Gärtner und alle unsere Pflegebefohlenen mit ihm. Die Freude zu schildern, ist nicht möglich; man hatte uns todt geglaubt. Rasch besichtigten wir dann das Haus; mein Zimmer war erbrochen, alle Schubläden offen, meine Papiere brunter und drüber und eine Summe Geld ist geraubt. Ähnlich sah es im Zimmer P. Méchin's aus, am schlimmsten in der Sakristei: da war Alles gestohlen; einen einzigen Ketch fanden wir unter Trümmern am Boden.

Das Schicksal unserer Leute ist mit wenigen Worten erzählt. Nach unserer Gefangenschaft waren alle in die schon erwähnte Kasematte geflüchtet. Wir hatten vom Gefängnisse aus einen Brief an Zulfikar Pascha, den Gouverneur der Stadt, geschrieben, in welchem wir ihn um Freilassung oder wenigstens um Schutz für unser Haus baten, welches viele mehrlose Flüchtlinge beherberge. Wirklich schickte Se. Excellenz eine kleine Abtheilung Soldaten, welche die erste Nacht vor unserm Hause Wache hielt. Unsere Leute hielten die Soldaten für die nämlichen, welche uns gefangen nahmen und hüteten sich wohl, sich zu zeigen. Am folgenden Tage hielten sie ihren Schlupfwinkel nicht mehr für sicher genug und verkrochen sich im dichtesten Gebüsch des Gartens. In diesem armseligen Schlupfwinkel blieben sie die ganze Zeit über; ein Packet Zwieback und einige Brode dienten als Nahrung. Mehrere Male gingen während der Nacht Araber hart an ihnen vorbei. Sie hörten sogar sagen: „Sie sind gewiß noch im Garten, sie haben ihn nicht verlassen, wir werden sie schon finden;“ aber die seligste Jungfrau, zu welcher sie vertrauensvoll beteten, bewahrte sie vor den Feinden.

Inzwischen hat sich unsere Lage gebessert. Auch P. Méchin, der die schlimmsten Wunden empfangen hatte, ist vollständig geheilt. Die Stadt ist ruhig; nach und nach kehren die Europäer zurück. Unsere Leiden und Prüfungen werden, so hoffen wir, den glücklichen Fortgang des Missionshauses und neugegründeten Collegs vom hl. Franz Xaver in Alexandrien zur Folge haben.“

## Eine Reise nach Udoë und Ufigova an der Ostküste Afrikas.

(Nach den Mittheilungen P. Baur's, des apostolischen Vice-Präfecten von Sansibar. — Fortsetzung.)

Da der Mwene des Dorfes sich keines derartigen Besuches versah, hatte er auch keine Zeit, sich zu verstecken; so ertappten wir ihn auf dem Giebel seines Daches beschäftigt, seine Hütte zu decken. Wie er uns erblickte, war er wie vom Blitze gerührt; als er sich dann von seinem Schrecken etwas erholt hatte, ließ er sich auf der andern Seite des Daches hinabgleiten, verzlangte in aller Eile seine Häuptlingsmütze, seine Schärpe und seinen Säbel und erschien nun sehr majestätisch vor der Thüre, wo er auf seinem Throne, einem grob geschnitzten Holzblocke, Platz nahm und uns einlud, an seiner Seite auf einer Art Bett von aus Kokusfasern gedrehten Schnüren zu sitzen. Gleich erschienen die Bewohner des Dorfes, um dem Mwene zu huldigen; jeder legte ihm sein Gewehr, seinen Säbel und sein Messer zu Füßen, warf sich auf die Kniee und sagte: „Tschä Mwene!“ (abgekürzt für Kutscha Mwene, d. h. Krallen des Häuptlings). Jedem antwortete der Mwene durch ein dumpfes Brummen, welches das ferne Brüllen des Löwen nachahmen sollte. Als diese Ceremonie zu Ende war und Alle sich gesetzt hatten, grüßte uns der Häuptling und fragte über das Woher und Wohin unserer Reise. Ich sagte, wir kämen von Bagamoyo und wollten nach Mandera und darüber hinaus in das Gebirge von Nguru, um unsere Brüder zu besuchen, und da wir vor sein Dorf gekommen seien, hätten wir nicht vorübergehen wollen, ohne ihn zu grüßen. Das schien ihm zu gefallen. „Zweifelsohne bist Du der Mann, der schon früher in meinem Lande reiste,“ sagte er. „Man hat mir von Dir und von den Weißen in Mandera gesprochen und erzählt, daß sie die Frau keines Menschen geraubt noch Sklaven gemacht haben. Sie sind überall beliebt. Es freut mich, Dich zu sehen.“ Dann sagte er einem seiner Leute etwas in's Ohr; dieser entfernte sich mit einem Jagdneze und kam gleich mit einem gewaltigen Hahne und einigen Eiern wieder. Das bot

er mir als Gastgeschenk; ich konnte es nicht ablehnen und versprach ihm ein Gegengeschenk, und so schieden wir als gute Freunde, nachdem ich noch einige Erkundigungen über das Land und seine Sitten eingezogen hatte.

Wir schlugen den Weg nach dem Wameflusse ein. Es ging ziemlich steile Hänge auf schlechten, steinigten Pfaden durch Wald und Gestrüpp abwärts. So erreichten wir die große Ebene, welche vom Flusse bewässert wird. Wir durchschritten sie von Ost nach Nordwest ihrer ganzen Breite nach und schlugen bei Mlonga, 500 Meter vom Wame, unser Nachtlager auf. Morgens 5 Uhr setzten wir beim Dorfe Mgi-gema in einer Pirogue über den Fluß. Zwei Wege führen von hier nach Mandera; der eine über den Berg ist weit und anstrengend, der andere längs des Flusses ist kürzer, hat aber Stellen, welche für unsere Lastträger und Esel ungangbar sind. So schlug die Karawane den Bergpfad ein, während P. Jacquard und ich mit drei Christen den Thalweg wählten.

Durch hohes Gras und Schilf, das über unsern Köpfen zusammenschlug, kamen wir endlich an den Abhang des Mgi-gema-Berges, zwischen welchem und der gegenüberliegenden Udoëkette der Wame in einer tiefen Schlucht sich durchzwängt. Da ist keine Spur von einem Wege mehr; über dem Flusse hängend kammern wir uns halb an einen Stein, an eine Wurzel, an einen Ast, und suchen, wohin wir den Fuß setzen können. Jetzt müssen wir bis zum Wasserspiegel hinab, dann wieder 10 bis 15 Meter hinaufklettern, wie die Ziegen; ein Fehltritt und wir stürzen in den Fluß und sind eine Beute der Krokodile, deren schwarze Schuppen wir in der Sonne glitzern sehen. Glücklicher Weise ging es nur eine halbe Stunde weit also, und wir kamen mit einigen Rissen in unsern Kleidern und ein paar Hautabschürfungen davon. Nachdem wir noch zwei Bäche durchwatet, welche sich in den Wame ergießen, und



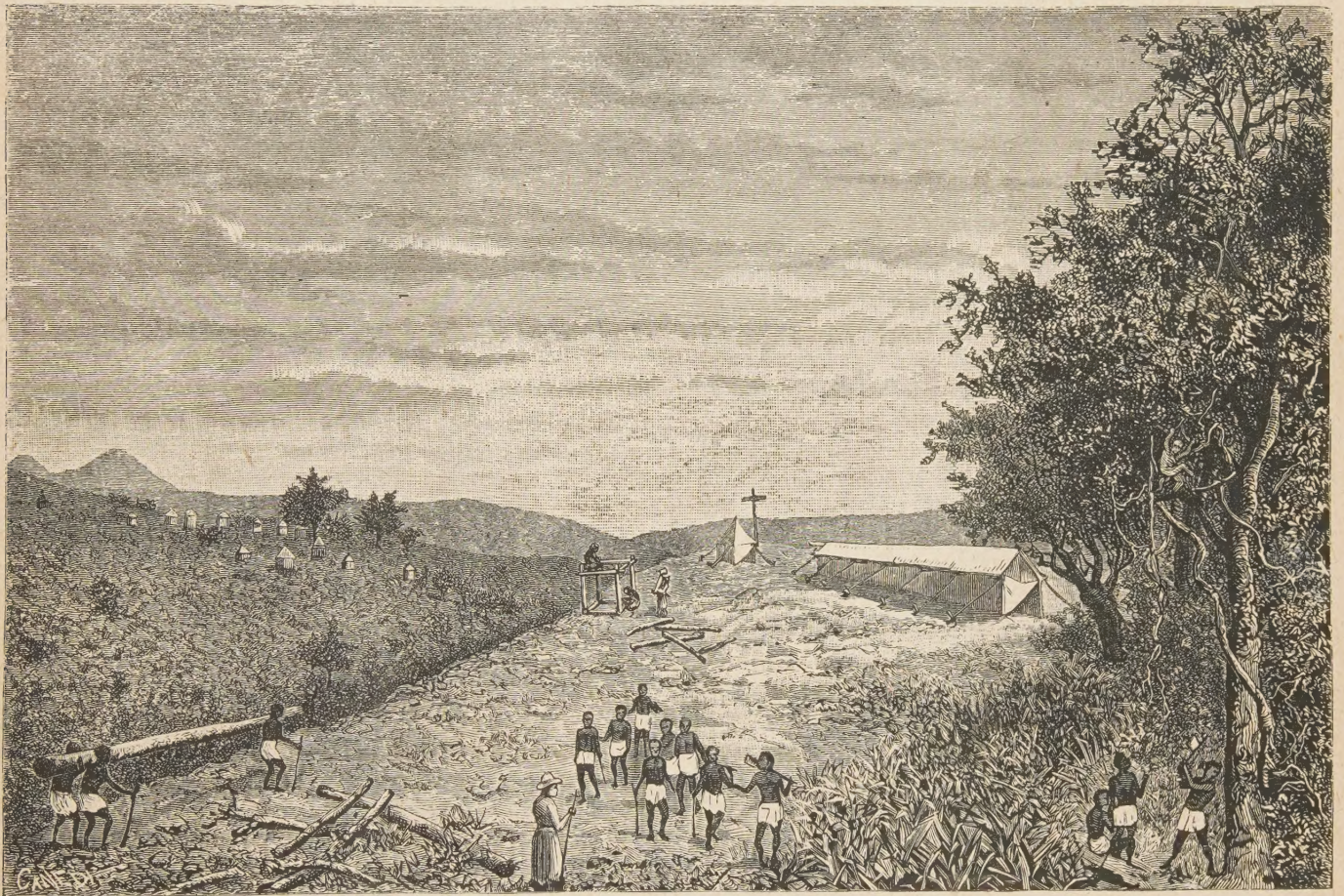
einen Berg überstiegen, erreichten wir den Pfad, auf dem unsere Karawane kommen mußte.

Raum hatten wir den Wame verlassen, so stellte sich bei mir ein heftiger Fieberanfall mit Erbrechen ein. Nur mit Mühe konnte ich mich aufrecht halten, und doch mußten wir noch drei Stunden durch hohes Gras und über steile Berge zurücklegen. Ich schleppte mich voran, so gut es gehen wollte; auf einem Hügel sank ich endlich neben dem Pfade in's Gras. Da wollte ich auf unsere Reitthiere warten. Eine, zwei Stunden verstrichen und Niemand erschien; schon machte ich den Versuch, weiterzugehen, da kam ein Träger gelaufen. „Großer Meister,“ sagte er, „die Esel sind in eine Schlucht gefallen, und der eine kann nicht aufstehen; habe also Geduld und

warte hier.“ Ich wartete; endlich brachte man die Thiere; eines war in der That in einem so traurigen Zustande, wie ich selbst; ich bestieg das andere und wir erreichten unsere theure Mission von Mandera, wo eine tüchtige Dose Chinin und drei Tage Ruhe das Fieber vertrieben und mir die nöthige Kraft zur Fortsetzung meiner Reise gaben.

## 2. Die Missionsstation Mandera.

Man hatte uns von ferne bemerkt, und die Kunde von unserer Ankunft brachte Alles auf die Beine. Eine Gewehrsalve rief auch die Häuptlinge und Bewohner der Nachbardörfer zum Willkommen herbei. Vor etwa sechs Monaten hatte ich zwei Patres und einen Laienbruder hierhin gebracht, um diese neue Missions-



Gründung der Mission von Mandera.

station zu gründen. Wie war inzwischen Alles geändert! Statt der beiden elenden Zeltthütten, welche man in Eile im Walde aufgeschlagen hatte, fand sich jetzt ein kleines, ziemlich hübsches Kirchlein, in welchem unser Heiland angebetet wird; ein Häuschen aus Backsteinen für die Missionäre, ein Vorrathshaus; ein schöner und fruchtbarer Garten, in welchem unter der Hand Bruder Alexanders wie durch Zauberei Gemüse aufsprossen; ein kleines Christendorf von 20 Familien, über welches ein großes Kreuz in die Lüfte ragt. Ein Theil des Waldes ist ausgereutet und in fruchtbare Felder umgewandelt, welche mit Fleiß und Verstandniß bebaut werden, und Neger eilen von allen Seiten herbei, die einen, um die Missionäre zu sehen, andere, um ihre Hühner und ihr Wildpret zu verkaufen, wieder

andere, um Arzneien zu verlangen und sich in ihren Krankheiten pflegen zu lassen, noch andere endlich, um Unterricht zu erhalten und ganz entzückt an Sonn- und Festtagen in tiefem Schweigen unserm Gottesdienste beizuwohnen. Wer hätte einen solchen Wandel in so kurzer Zeit inmitten dieser von wilden Thieren bewohnten Wälder und unter Wilden erwartet, die zum größten Theile niemals früher einen Weißen erblickt hatten? Das ist das Werk des hl. Joseph, und ich kann mir bei dieser Gelegenheit nicht versagen, eine Gnade zu erzählen, welche dieser glorreiche Patriarch unserer Mission erwies; ich erfülle hiermit eine Pflicht der Dankbarkeit.

Im Jahre 1880 mußten wir eine Zwischenstation zwischen Bagamoyo und Rhonda gründen, und ich unternahm in Be-



gleitung P. Machons eine Reise, um einen zur Gründung eines Christendorfes geeigneten Platz zu suchen. Wir stellten das Unternehmen unter den Schutz des hl. Joseph; an seinem Feste reisten wir ab, nachdem wir zu seiner Ehre die heilige Messe gefeiert hatten, und nahmen den Weg durch Udoë, welches bis dahin niemals der Fuß eines Europäers betreten hatte. Man hat uns zwar nicht aufgezehrt, aber mehr als einmal hörten wir die Bemerkung, unser Fleisch müßte doch recht lecker sein. Als es sich endlich darum handelte, die Erlaubniß zu einer Niederlassung zu erwerben, wurden wir überall abgewiesen. Da wandte ich mich an den hl. Joseph: „Du bist unser Führer! Um der Ehre Deines göttlichen Sohnes willen mußt Du uns den Ort zeigen, den die Barmherzigkeit Gottes für diese armen Seelen erwählt hat. Wir werden nicht umkehren, bevor wir einen Platz für unsere Mission erworben haben.“ So verließen wir Udoë und setzten unsern Weg auf gut Glück nach Ufigova fort; man wies uns von Dorf zu Dorf, von Häuptling zu Häuptling, bis wir endlich im Dorfe Manderä den Häuptling Ringaru, mit dem Beinamen „Schlangengesicht“, trafen; er trägt diesen Namen zum Unterschiede von Ringaru dem Großen, dem Könige von Ukami.

Sobald uns Ringaru erblickte, stutzt er, stößt einen Schrei der Verwunderung aus, betrachtet aufmerksam unsere Züge und ruft endlich außer sich vor Staunen: „Höret meine Worte, höret! Diese Nacht sah ich einen ehrwürdigen Greis — ich weiß nicht, ob ich schlief oder wachte. Er berührte mich, wie um mich aufzuwecken und sagte: ‚Ringaru, es werden zwei Weiße mit einer kleinen Karawane zu Dir kommen; nimm sie gut auf und gib ihnen alles, was sie verlangen.‘ Und Euch zwei, Dich und Dich, habe ich mit meinen Augen gesehen! Wie konnte das geschehen?“ Und ohne uns nur Zeit zu einer Antwort zu lassen, rief er die Leute des Dorfes herbei: „Da sind sie,“ sagte er, „das sind die zwei Weißen, die ich mit dem Greise diese Nacht schaute und von denen ich Euch heute morgen beim Aufstehen erzählte. Da sind sie!“

Die guten Leute schauten uns, außer sich vor Staunen, an. Wir selbst waren nicht weniger verwundert, erkannten aber sofort, daß der hl. Joseph sich unser angenommen hatte und dankten ihm von Herzen. Als das erste Staunen sich gelegt hatte, theilte ich Ringaru den Zweck meiner Reise mit und bat um einen geeigneten Platz zu einer Niederlassung auf seinem Gebiete. „Meine ganze Habe ist Dein,“ antwortete der Häuptling, „meine Hütte ist Dein, mein Feld ist Dein und meine Leute sind Dein. Wähle nach Belieben und bleibe bei uns.“ Wir blieben acht Tage, feierten Ostern inmitten dieses unbekannten Dorfes, welches der hl. Joseph uns angewiesen hatte. Ringaru bot alles auf, um sich uns gefällig zu erzeigen; wir wohnten in einer seiner Hütten; er ließ uns Schafe, Geflügel, Reis, Bananen bringen, führte uns überall hin und zeigte uns die besten Plätze für unser Vorhaben. Als alles festgestellt war, begleitete uns der Häuptling bis an die Grenzen von Udoë, besuchte uns 14 Tage später in Bagamoyo, kam dann mit zahlreichen Trägern, um die Missionäre und ihr Gepäck abzuholen und ist immer noch unser ergebenster Freund. Gewiß gehört dieser Häuptling zur Zahl jener, von denen der hl. Thomas von Aquin lehrt, Gott werde eher einen Engel schicken, als sie ohne Taufe sterben lassen.

So hat der hl. Joseph für uns in Manderä gewirkt; er ist ein vortrefflicher Missionär; ihm sei Ehre, Lob und Dank!

### 3. Die Weiterreise. Die Blutsbrüderschaft.

Sonntag, den 22. Januar, nach dem Gottesdienste setzten wir unsere Reise fort, um bis zum folgenden Sonntage das Gebirge Nguru und unsere Mission von Rhonda erreichen zu können. Ich hatte Ringaru gebeten, uns zu einem ihm bekannten Häuptlinge von Busini zu führen, um den Platz für eine neue geeignete Niederlassung zwischen den zwei schon gegründeten Missionen ausfindig zu machen. Mit der größten Freude erfüllte er meine Bitte und kleidete sich, um der Wichtigkeit seines Auftrages zu entsprechen, in seinen Staatsanzug. Einen schwarzen Überwurf auf den Schultern, auf dem Kopfe eine alte Blechhaube, welche irgend ein Pariser Pompier auf mancher Brandstätte getragen hatte, welche aber für einen afrikanischen Häuptling immer noch ein wundervoller Schmuck war, den Säbel in der Hand und das Gewehr auf dem Rücken schritt Ringaru kühn an der Spitze unserer Karawane einher und führte uns zunächst zum Häuptlinge Kolwa, einem angesehenen Manne und guten Freunde unserer Patres von Manderä.

Um drei Uhr waren wir bei ihm; der Häuptling nahm uns sehr gut auf, schenkte uns ein Schaf, Hühner, Eier und Reis. Auf unsere Frage sagte er, beim Häuptlinge Wwambara nahe bei Busini würden wir einen für unsern Zweck ganz entsprechenden Platz finden. Kolwa ist einer der einflußreichsten Männer von Ufigova, wozu die Mission von Manderä bereits gehört. Er besitzt schöne Kuh- und Ziegenherden, prächtige Pflanzungen, rothes, fruchtbares, aber etwas zu trockenes Erdreich. Der Boden ist reich an Eisenerz. Das Dorf ist ziemlich bedeutend und mit einem doppelten, aus gewaltigen Baumstämmen errichteten Walle umschlossen, den undurchdringliches Dornestrüpp umwuchert. Ein einziges Thor führt in diese kleine Festung. Vor den runden, aus Fachwerk und Lehm aufgeführten Hütten sind gewöhnlich Frauen mit der Bereitung des „Pombe“ beschäftigt. Um dieses in der ganzen Gegend sehr geschätzte Bier zu bereiten, läßt man das „Mtama“ (eine Sorgoart) erst keimen, entfernt dann die Keime, röstet es und gießt es dann in Töpfe, in denen man es kochen und nachher gähren läßt. Vor dem Gähren nennt man das Getränk „Tokwar“. Es ist zuerst süß und sehr berauschend; später hat es einen säuerlichen Geschmack und ähnelt mehr dem Apfelwein als dem Bier. Gewöhnlich wirft man noch einige Hände voll Sorgo darein und hat dann zugleich Speise und Trank.

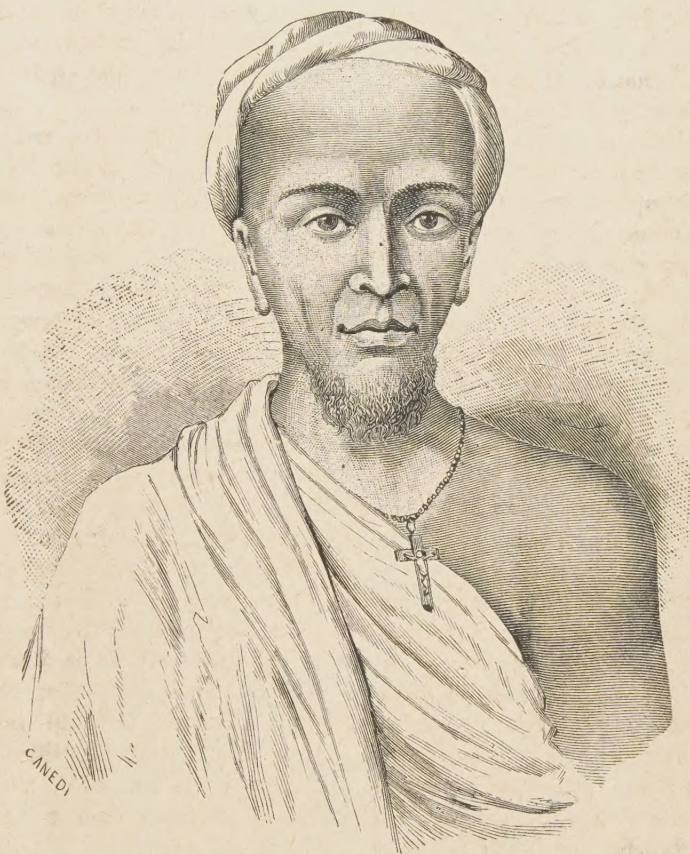
Mit dem Hahnschrei des nächsten Morgens verließen wir Kolwa. Wieder diente uns Ringaru als Führer durch den Wald; um neun Uhr erreichten wir bei Magubiloa den von Sandani in's Innere führenden Karawanenweg, versorgten uns mit dem nöthigen Proviant, da wir an den zwei folgenden Lagerplätzen nichts erhalten konnten und zogen weiter. Kitwaso war das nächste Dorf; es ist ziemlich groß, aber ganz verlassen, indem die Bewohner die ewigen Quälereien seitens der arabischen Karawanen und der Soldaten des Sultans (von Sansibar) nicht länger ertragen wollten.

Hier hatte P. Hacquard den ersten Fieberanfall; nachdem er eine Tasse heißen Thee und viel Wasser getrunken, konnte er jedoch schwitzen und schlief in der Nacht ziemlich gut, trotz des massenhaften Ungeziefers, welches die Leute in ihren Hütten zurückgelassen hatten. Am andern Morgen fühlte sich der Pater hinlänglich hergestellt; ich bot ihm den einen Esel an,



den wir noch hatten, aber er sagte, das Reiten ermüde ihn mehr als das Gehen. Wir mußten durch hohes, vom Thau nasses Gras und waren bald bis über die Hüften durchnäßt. Nach anderthalb Stunden stellte sich bei meinem Gefährten ein neuer Fieberanfall ein; mühsam schleppte er sich voran, warf sich dann in's Gras, stand nach einer Weile wieder auf und probirte es von Neuem, um nach wenigen Schritten wieder zu erliegen. Endlich erreichte er mit uns Kwadigwame. Die Träger wollten eine Station weiter, um Lebensmittel aufzutreiben; ich ließ sie ziehen. Sie kamen aber mit fast leeren Händen zurück, schnürten sich den Unterleib, um den Hunger weniger zu fühlen und waren sehr schlechter Laune. Etwas Ruhe und eine Dose Chinin machten es P. Hacquard am nächsten Morgen möglich, den Marsch fortzusetzen. Wir folgten immer dem Karawanenwege, der langsam ansteigend durch Wälder und schöne Thäler führt, ohne ein Dorf zu berühren.

Gegen 7 $\frac{1}{2}$  Uhr gewahrten wir 500 Meter von unserm Wege große Zebra- und Antilopenherden. P. Hacquard hätte gar zu gerne dem erzwungenen Fasten unserer Träger ein Ende gemacht; so griff er zu seinem Gewehre und schlug sich in die Büsche. Aber die Antilopen hatten ihn schon bemerkt und flohen. P. Hacquard verfolgte sie und war bald unsern Augen entschwunden. Eine halbe Stunde verstrich; wir riefen und pfliffen ihm — keine Antwort. Drei Mann suchten ihn, verloren aber bald seine Spur und kehrten ohne den Jäger zu uns zurück, nachdem sie umsonst mehrere Flintenschüsse abgefeuert hatten. Andere suchten nach ihm ebenso vergeblich. Ich war sehr beunruhigt, dachte aber, er habe vielleicht weiter voran den Weg getroffen und sei uns nach Busini vorausgegangen. So brachen wir auf und kamen nach 2 Uhr Nachmittags zum Häuptling Bwambwara. P. Hacquard war nicht da. Meine Angst ist begreiflich; was war aus ihm geworden? Liegt er irgendwo fieberkrank, hat er sich verirrt, ist er in eine jener Gruben gestürzt, in denen man hier zu Lande die wilden Thiere fängt? Uebermals schickten wir in allen Richtungen Leute aus. Gegen 6 Uhr Abends kam der Pater in Begleitung eines Negers; er war todmüde und in Schweiß gebadet. Von unsern Leuten, die erst spät in der Nacht heimkehrten, hatte er nichts gesehen. Seine Geschichte ist sehr einfach. Nachdem er die Antilopen eine Zeitlang umsonst verfolgt hatte, wollte er zurück, schlug aber eine falsche Richtung ein, traf dann einen Fußweg, den er für den unsrigen hielt, der ihn aber an einen unbekannten Fluß brachte. Er kehrte um und kam auf einen



Ringaru, Häuptling von Mandera.

zweiten Pfad, auf dem er die Eindrücke von europäischen Stiefeln fand. Er schrieb dieselben einem Engländer zu, von dem er gehört, er werde in diesen Tagen aus dem Innern an die Küste kommen, schlug also die entgegengesetzte Richtung ein, in der Meinung, er müsse so Busini erreichen, lief und lief und kam endlich nach Kwadigwame, das wir am Morgen verlassen hatten. Die verführerischen Stiefelspuren waren seine eigenen! Nun, jedes Ding hat seine gute Seite; der doppelte Eilmarsch verursachte ihm heftigen Schweiß und vertrieb das Fieber. Inzwischen hatte unsere plötzliche Ankunft bei Bwambwara das ganze Dorf in Schrecken gesetzt. Die Weiber flüchteten in das Walddesdicht; die Männer, welche auf dem Felde arbeiteten oder in den Hütten weilten, eilten herbei, griffen zu Pfeil und Bogen und riefen: „Ein Weißer — Krieg, Krieg!“ Dessenungeachtet zogen wir ein und ich begab mich mit Ringaru geraden Weges zum Häuptling. „Kein Krieg,“ redete ich ihn an, „kein Blut, keine Sklaven. Aber ich bin Dein Gast heute und morgen und will Dein Freund sein. Wirst Du mich fortjagen?“ Bwambwara sagte sich etwas, führte uns unter das Dach einer Hütte, ließ seine Krieger nieder sitzen und rief die Frauen zurück. Zitternd griffen diese zu Mörser und Stößel und bereiteten das Mtama für den Abend. Wieder richtete ich das Wort an den Häuptling, einen gutmüthigen Alten, und erklärte ihm den Zweck meines Kommens. „Diese Weißen,“ sagte Ringaru, „sind nicht wie die andern. Sie pflegen die Kranken, sie bauen schöne Dörfer, sie lehren große Dinge, sie lieben die schwarzen Männer. Seit mehreren Monden weilen sie bei mir, und da Du mein Freund bist, habe ich sie zu Dir geführt.“ — „Du willst mich verkaufen,“ schrie Bwambwara. „Der Weiße

wird meine Männer, Weiber

und Kinder stehlen!“ — „Der Weiße raubt keine Sklaven. Er will auch Deine Weiber nicht haben. Ich selbst habe ihm solche angeboten, aber er antwortete mir, er sei der Diener des Gottes in der Höhe, und er könne die Weiber nicht brauchen, sie schwächten zu viel und hinderten ihn am Beten.“ — „Nun wohl,“ sagte der alte Häuptling, „so will ich sie aufnehmen, wenn sie meine Blutsbrüder sein wollen.“ Auf diesen etwas unerwarteten Vorschlag sagte ich, es sei schon spät; wir wünschten daher die Verhandlung auf den folgenden Morgen zu verschieben und baten jetzt um ein Abendessen. Sofort ließ uns Bwambwara einige Hühner geben, die wir am Bratspieße brieten und dann verspeisten. Nach der Mahlzeit gingen wir zur Ruhe.

Am Morgen wiederholte der Häuptling seinen Vorschlag.



Ich sagte, es sei gewiß unsere Absicht, Freundschaft mit ihm zu schließen; aber da er kein Wadoö und somit an den Genuß von Menschenblut nicht gewöhnt sei, könne ihm vielleicht das Blut eines Weißen schlecht schmecken und nicht wohl bekommen. „Das ist wahr,“ sagte er, „aber da steht Dein Freund Ringaru, der Deine Stelle vertreten kann.“ Ringaru war es zufrieden, und sofort wurden die Vorbereitungen getroffen.

Die Ceremonie des Freundschaftsbundes oder der Blutsbrüderschaft, der ich mich nicht gerne unterziehen wollte, ob schon sie mir nichts Unerlaubtes zu enthalten scheint, ist in diesen Gegenden allgemein verbreitet. Sie soll semitischen Ursprunges und durch heidnische Araber noch vor der Zeit Mohammeds zu diesen Kindern Chams gebracht sein. Will man

den Bund wieder lösen, so muß eine andere Ceremonie vollzogen werden, damit der Fluch sich nicht erfülle. Der Bundes schluß geschah also: Zunächst wurde ein Huhn geschlachtet, gerupft und in zwei Theile zerschnitten<sup>1</sup>; die Leber legte man bei Seite. Die beiden Hälften und die Leber wurden am Spieße über Kohlen gebraten. Inzwischen hatten Wwambwara und Ringaru sich bis auf das Lendentuch entkleidet, gewaschen und mit gegenseitig übereinandergelegten Beinen auf den Boden gesetzt. Eine Schnur, deren Enden sie zwischen den Zähnen festhielten, verband sie, während jeder in seiner Rechten eine Hälfte des gebratenen Huhnes hielt. Gleichzeitig legten zwei der angesehensten Dorfbewohner mit der einen Hand ihren „Sime“ (eine Art Wurfspeer) auf die Köpfe der Haupt-



Das Bereiten des Pombe. (Nach einer Skizze P. Leroy's.)

linge, während in der andern Hand ein gezücktes Messer blühte. Langsam das Messer über der Schärfe des Eisens hin- und herziehend, wie um es zu wecken, sagten sie:

„Wwambwara! Ringaru hat diese zwei Weißen gebracht.“ — „Freilich,“ antworteten die beiden Häuptlinge. — „Sie wünschen ihre Hütten auf dem Boden Wwambwaras aufzuschlagen.“ — „Freilich.“ — „Wwambwara nimmt sie auf und gibt ihnen selber in Busini.“ — „Freilich.“ — „Wwambwara wird ihnen helfen und sie lieben.“ — „Freilich.“ — „Wwambwara wird ihnen nicht Schaden und jeden Schaden von ihnen fernhalten.“ — „Freilich.“ — „Die Weißen werden Wwambwaras Freunde sein.“ — „Freilich.“ — „Seine Brüder.“ — „Freilich.“ — „Sie werden unser Land nicht stehlen.“ — „Nein.“ — „Unsere Frauen nicht stehlen.“ — „Nein.“ — „Uns nichts Leidens zu-

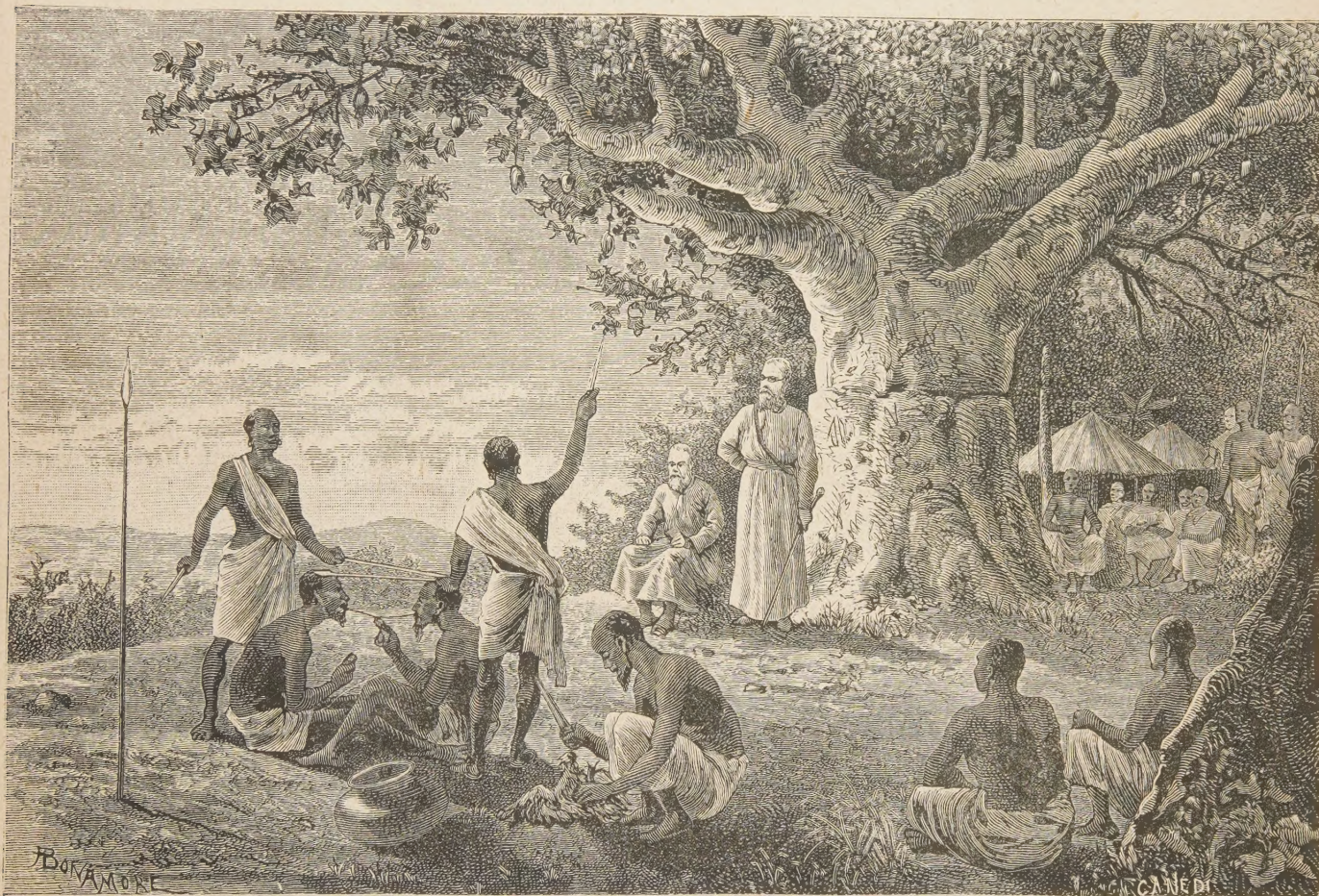
fügen.“ — „Nein.“ — „Und wenn Wwambwara sein Wort nicht hält, so wird er Rede stehen.“ — „Freilich.“ — „Und wenn die Weißen ihr Wort nicht halten, so wird Ringaru für sie Rede stehen.“ — „Freilich.“ — Immer rascher wehten nun die beiden Männer den Stahl, während sie die eigentliche Formel des Bundeschlusses vortrugen, wie ich sie mir genau aufgeschrieben und hier in wörtlicher Übersetzung mittheile: „Wwambwara wird der Bruder der Weißen.“ — „Ja.“ — „Wir wollen uns nicht Brüder nennen, um uns zu betrügen.“ — „Nein.“ — „Brüder lieben sich.“ — „Ja.“ — „Wenn Dir Dein Bruder von seiner Speise gibt, so is.“ — „Ja.“ — „Wenn

<sup>1</sup> P. Baur verbreitet sich hier über eine ähnliche Ceremonie bei dem Bundeschlusse Gottes mit Abraham (1 Mos. 15.), erinnert an das *ἑρκος τέμνειν* der Griechen und das *foedus ferire* der Römer.



er sein Gut verbirgt, so verrathe es nicht.“ — „Nein.“ — „Wenn wir Schätze erhalten, so wollen wir sie zusammenlegen.“ — „Ja.“ — „Wenn Du einen Feind siehst, der Deinem Bruder Übles will, so verrathe ihm seinen Aufenthalt nicht.“ — „Nein.“ — „Wenn Du einen schlechten Ort weißt, so sage Deinem Bruder: „Gehe nicht hin.““ — „Ja.“ — „Wenn Du einen guten Ort weißt, sage ihm: „Gehe hin.““ — „Ja.“ — „Wenn irgendwo Gefahr ihn bedroht, sage ihm: „Gehe fort.““ — „Ja.“ — Noch rascher blitzen die Messer und lauter erhebt sich die Stimme, während die folgenden Verwünschungen gegen den Treubruchigen geschleudert werden; alle Zuschauer aber beobachteten feierliches Schweigen im Schatten des uralten Affenbrodbaumes. „Der Löwe möge ihn verschlingen (ja), der Tiger ihn zerreißen (ja), die Schlange ihn stechen (ja), der Büffel ihn zermalmen (ja), das Schwert ihn verwunden (ja), sein Eingeweide ihn quälen, bis er

berste (ja), sein Auge möge erblinden, daß er nicht sehe (ja), sein Fuß brechen, daß er nicht gehe (ja), seine Hand verdorren, daß sie nicht fasse (ja), sein Leib vermodere (ja), er sterbe (ja) und fahre aus der Welt (ja) und verschwinde auf ewig (ja), und das Stücklein Leber, das er jetzt isst, sei ihm Gift (ja), und alle diese Übel sollen denjenigen treffen (ja), der seinen Bruder nicht liebt (ja). Und zum Zeichen, daß er das will, esse er die Leber.“ — „Es ist genug,“ riefen die Zeugen; „es ist genug,“ antworteten die Häuptlinge. Der Mann, der das Huhn getödtet hatte, zerschchnitt die Schnur. Dann machte er den Häuptlingen einige leichte Riße in der Gegend der Herzgrube, so daß Blut floss, gab ihnen etwas Salz, das sie auf die Wunde legten, und mit diesem Salze und dem Blute würzten sie dann die Leber und verzehrten dieselbe miteinander. Damit ist die Blutsbrüderschaft auf ewig geschlossen.



Der Freundschaftsbund. (Nach einer Skizze P. Leroy's.)

Nachdem wir so Blutsbrüder Bwambwaras geworden, bot er uns an, mit ihm sein Land zu durchwandern, um nach Belieben den Platz für eine Niederlassung zu wählen. Wir gingen sofort westlich über den Kikula, einen Seitenfluß des Wami, und das von ihm bewässerte Thal. Er entspringt im Norden in der Bergkette, welche Ufigova vom Lande der Wakawasi und Wakamba trennt, ist sehr reizend, tritt in der Regenzeit aus und hat ein klares, fischreiches Wasser; die Steine sind mit einer Art Austern und mit großen Muscheln bedeckt; vor unsern Augen gingen unsere Begleiter Kale und eine Art Hechte. Das Kikulathal hat einen üppigen Pflanzenwuchs und ungemein fruchtbaren Boden. Hier und dort stehen in ziemlichen Abständen Dörfer auf den Höhen oder verbergen

sich im Walde der Ebene. Am Ufer dieses Flusses könnten wir uns wohl ansiedeln, und wir haben unser Auge auf einen zwei Stunden von der Karawanenstraße abliegenden Hügel, Namens Hessoze, geworfen. An Grund und Boden fehlt es nicht; man könnte da große Dörfer gründen. Bauholz findet sich in Fülle, auch Erz scheint der Boden zu bergen. Wir entschlossen uns also für diesen Platz und kehrten dann in's Dorf zurück, um für den folgenden Tag uns reisefertig zu machen; denn am Sonntage mußten wir in Rhonda sein. Meinem „Bruder“ Bwambwara und seinen Söhnen gab ich Geschenke, einige Stücke Zeug, eine Häuptlingsmütze und Glasperlen; als Gegengeschenk erhielt ich ein schönes Schaf und Reis für unsere Leute. In der Hoffnung, bald wiederzukommen,



um dann das Kreuz auf den Nachbarhügeln aufzupflanzen, schieden wir. Kingaru kehrte in sein Dorf zurück. Bwambwara begleitete uns bis an den Kitula, wo er freundlichst Abschied nahm, indem er versprach, bei unserer Wiederkunft sollten wir eine Hütte für uns und ein bestelltes Feld daneben antreffen. In der That hörte ich seither, daß er das ausführe und uns mit Ungeduld erwarte.

Wir zogen durch Wald und hohes Gras, aus dem zahlreiche Zebra- und Antilopenherden aufsprangen, nordwestwärts weiter. Nach einem kurzen Halte vor dem befestigten Dorfe Pase, dessen Bewohner bei unserm Anblicke flüchteten, obschon wir ihnen Freundschaftsversicherungen zuriefen, füllten wir unsere Wasserflaschen und setzten den Marsch ohne Abenteuer fort

(Fortsetzung folgt.)

## Siam, seine Apostel und Märtyrer.

(Fortsetzung.)

Die Bodenbeschaffenheit des Landes ist eine für den Ackerbau überaus günstige und fruchtbare; namentlich ist dieß der Fall in dem eigentlichen Siam, welches am Unterlauf der beiden herrlichen Ströme Menam und Mekong gelegen ist und sich 670 Kilometer von Norden nach Süden und 220 Kilometer von Westen nach Osten ausdehnt. Die Thalebenen werden von zahlreichen Zuflüssen und Abzweigungen des Menam und Mekong durchströmt und bilden fruchtbare, aus abgelager-tem Flußschlamm bestehende Niederungen. Das Klima ist, wie schon gesagt wurde, ganz tropisch. Vom Monat December bis März weht der trockene Nord-Ost-Monsun, der die Wärme im Januar und Februar bis auf 13 Grad Celsius herabdrückt. Dann folgt von April und Mai die heißeste Zeit, wobei die Wärme bis zu 36 Grad Celsius steigt. Von Ende Mai bis October dagegen herrscht der Süd-West-Monsun. Dieser bringt viel Regen und schwellt die Flüsse hoch an, so daß die regelmäßig wiederkehrenden Überschwemmungen, deren schlammige Wasser durch zahllose Kanäle überall hin vertheilt werden, zeitweise das ganze Flachland unter Wasser setzen und gleich dem Nil die üppigste Fruchtbarkeit verbreiten. Der Reis bildet daher auch den Hauptreichtum des Landes und gedeiht namentlich auf dem 30 000 Quadrat-Kilometer großen Überschwemmungsgebiet des Menam in vorzüglicher Qualität. Aber bei der bekannten Trägheit der Siamesen wird kaum der fünfte Theil dieses unglaublich fruchtbaren Bodens angebaut und ein großer Theil des Landes ist eine völlige Wildniß. Außer dem Reis wird vorzüglich Zuckerrohr, Indigo, Mais, Baumwolle, Pfeffer und die Kokospalme gepflanzt; ferner der Maulbeerbaum für die sehr blühende Seidenzucht.

Zu beiden Seiten der Flußniederungen erhebt sich stufenförmig ein dichtbewaldetes Hügel-land, dessen höchste Berge jedoch nicht über die Schneegrenze emporragen. Nur wenige Gipfel im Norden erheben sich bis zur Höhe von 2500 Metern und tragen das Gepräge vulkanischer Formation. Weltberühmt sind die ausgedehnten Teak-Wälder, welche den Rücken des nördlichen und westlichen Scheidegebirges bedecken. Diese Wälder vorzüglich waren es, welche den gierigen Blick Englands auf sich zogen. Denn das fast unverwüsthche und zum Schiffbau sehr taugliche Holz des Teakbaumes ist für die englische Marine in Indien unentbehrlich geworden.

Die Thierwelt ist dieselbe wie in Vorderindien, das heißt:

bis Msere am Wame. Am andern Tage zogen wir durch eine waldige und sumpfige Gegend; es begegnete uns eine mit Elfenbein beladene Karawane. Das Dorf Kibudwe trafen wir wegen des Todes seines Häuptlings in tiefer Trauer und reisten nach kurzem Aufenthalte weiter bis zum Wale, der sich ganz in der Nähe in den Wame ergießt. In der Regenzeit nimmt er eine Unzahl Waldbäche auf, die mit Donnergetöse, Bäume und Felsblöcke mit sich rollend, von den Höhen Ngurus herabstürzen; dann kann man nicht über ihn setzen; jetzt aber reicht sein Wasser uns nur bis zum Gürtel. Noch ein anstrengender Steig auf Bergpfaden und unter strömendem Regen und wir erreichten Mhonda, wo unsere kleine Christenkolonie über unsere unerwartete Ankunft in großem Jubel war.

zahlreiche Tiger, Bären, Elephanten, Rhinocerosse, Affen, Hirsche, Rehe, Vögel und Schlangen, darunter die Brillenschlange, bevölkern die Wälder; die Flüsse sind reich an Fischen und Krokodilen.

Das Innere der Berge, obgleich noch wenig erforscht, liefert eine reiche Ausbeute an Zinn, Silber, Gold und Edelsteinen; berühmt sind die siamesischen Rubine und Saphire.

Die Bevölkerung besteht aus zwei Millionen Siamesen, einer Million Chinesen, einer Million Laos im Norden, einer Million Malaien im Süden und 500 000 Kambodschanern, wozu noch die kleineren Bergvölker der Karenen und Schans und viele fremde Einwanderer kommen.

Die Siamesen selbst, das herrschende Volk, bilden mit anderen hinterindischen Stämmen die Nation der Thai, welche aus Mittelasien hierher einwanderten und zur großen mongolischen Völkerfamilie gehören. Sie sind von hellbrauner Hautfarbe, von starkem, untersektem Körperbau, im Gegensatz zu den schlanken, hochgewachsenen Birmanen. Auffallend ist der unverhältnißmäßig große runde Kopf der Siamesen, der ihrer Gestalt mit den muskelarmen Gliedern ein plummes Aussehen gibt. Gleichwohl sind die Kinder überall in Siam hübsch und einnehmend, und erst mit dem zunehmenden Alter werden sie häßlich, indem das allgemein verbreitete Kauern der Betelblätter ihre Zähne schwarz und ihre Lippen schwülstig und blutunterlaufen macht. Man erkennt den Siamesen sogleich an den enggeschlißten Augen, an den vorstehenden Backenknochen und der breiten, platten Nase, und überdies an dem trägen, verweichlichten Aussehen. Männer und Frauen scheeren die schwarzen Haare des Kopfes ganz ab, mit Ausnahme eines Büschels auf dem Scheitel, den sie wie eine schwarze, steife Bürste emporwachsen lassen. Ihre ganze Kleidung besteht in einem Stück buntgewebten Baumwollstoffes, das sie an ihrem Gürtel befestigen und hinten aufschürzen; die Frauen tragen überdies noch ein langes Tuch um die Schultern. Nur die Reichen und Vornehmen sind besser gekleidet und tragen Schuhe oder Pantoffeln; Alle aber, ob reich oder arm, sind mit echtem oder falschem Gold-, Perlen- und Edelsteinschmuck überladen, und man kann manches vornehme Kind sehen, das damit so behangen ist, daß es vor der ungeheuren Last sich kaum fortbewegen kann.

Ein Haupt-Charakterzug der Siamesen ist die sklavisch



unterwürfige und kriechend feige Gesinnung, welche eine vielhundertjährige Sklaverei unter dem tyrannischen Joch despotischer Könige und Beamten ihnen eingepflanzt hat. Hier zu Lande liegt Alles auf dem Bauch oder auf den Knien: der Sklave vor seinem Herrn, sei er vornehm oder nicht, dieser vor dem Civilbeamten, der Soldat vor seinem Offizier, der Buddha-Mönch vor seinem Abt und Alle miteinander vor dem König. Selbst die vornehmsten Siamesen müssen sich in Gegenwart des Königs auf Kniee und Ellenbogen niederwerfen und in dieser Stellung so lange verharren, als der König zugegen ist. Sogar dem Palast desselben muß Ehre bezeugt werden. Wer am Thor desselben vorübergeht, muß das Haupt entblößen; die hohen Würdenträger des Staates müssen ihre Sonnenschirme schließen oder ehrfurchtsvoll senken; die Gondelführer auf dem Fluß müssen in ihren Rähnen niederknien, so lang sie am königlichen Palast vorüberfahren. Erst der jetzige König, der europäische Sitten nachahmt, ist von diesem asiatischen Ceremoniell abgegangen und gestattet seinen Dienern und Unterthanen, aufrecht vor ihm zu erscheinen.

Eine gute Eigenschaft dieses Volkes dagegen ist der Familiengeist, und die große Liebe und Anhänglichkeit der Vatten und der Kinder und Verwandten untereinander. Bei Hoch und Nieder, Herr oder Sklave, wird den Kindern die gleiche Sorgfalt und Liebe gewidmet. Mag ein Fremder in die Hütte eines Leibeigenen oder in den Palast eines Großwürdenträgers eintreten, wenn er den Kindern schmeichelt und sie liebkost, so wird er sehen, wie sich das Angesicht der Eltern verklärt, und entzückt rufen sie dem Fremdling ihr: *coplai! coplai!* danke! danke! zu. Stirbt eines in der Familie oder stößt einem Glied derselben ein Unglück zu, so kommen Brüder und Schwestern, Vettern und Basen, Onkel und Tanten, kurz alle Verwandten, um ihren Angehörigen zu helfen, wenn es möglich ist, oder sie zu trösten und zu bedauern, wenn es sich nicht ändern läßt. Das zeigt zur Genüge, daß dieß Volk Herz hat und edler Gefühle und hochherziger Aufopferung fähig ist, und daß es auch die christlichen Tugenden üben kann, wenn es einmal aus seiner Versumpfung und Stumpf sinnigkeit erwacht.

Aber da ist ein Gesetz des Landes, das alles Gute zerstört und fast unmöglich macht: das Schuldgesetz. Dieses gebietet, daß eine Schuld und namentlich die Steuern pünktlich bezahlt werden. Kann der Mann das nicht, so ist ihm erlaubt, ja er ist gezwungen, Weib und Kinder als Sklaven zu verkaufen. Und trotz ihrer Liebe zu denselben thun das alle unbedenklich, und bei den hohen Kopfsteuern und zahllosen Abgaben, welche von einem Heere despotischer Beamten unerbittlich eingetrieben werden, geschieht es häufig. Ziehen doch diese Steuereinnahmer mit Sack und Pack, mit Roß und Reitern und Elephanten bis in die fast unzugänglichen Schluchten und Wälder des Laosgebirges, um von den fast nackten Wilden eine kleine Abgabe an Wachs und wilddem Honig zu erheben. So kommt es, daß mehr als zwei Millionen Menschen, ein Drittel der ganzen Bevölkerung Siams, in der drückendsten Sklaverei schmachten. Diese Sklaven zerfallen in drei Klassen. Die ersten sind die Kriegsgefangenen, welche vom König an die Vornehmen und Heerführer verschenkt werden. Diese können sich um den Preis von 48 Tikos, d. i. 120 Mark, loskaufen. In der zweiten Klasse sind jene, welche wegen kleiner Schulden in Leibeigenschaft gerathen sind und sich durch ihre Arbeit die Freiheit wieder verdienen können. Die dritte Klasse bilden diejenigen, welche niemals die Freiheit wieder erlangen können,

und dieß sind die Kinder, welche von ihren Eltern wegen eines verlorenen Prozesses oder zur Zeit der Noth verkauft und dem neuen Besitzer rückhaltlos überlassen werden.

So lange diese schändlichen und harten Gesetze nicht abgeschafft, der tyrannischen Bedrückung und Ausfaugung des Volkes durch die Beamten nicht Einhalt gethan, die Gerechtigkeitspflege nicht unparteiisch und uneigennützig verwaltet wird, ist für dieses arme Volk nichts zu hoffen. Der vorige König Mongkut, ein edler und einsichtsvoller Fürst, hat es versucht, Abhilfe zu schaffen. Allein seine wohlgemeinten Verordnungen blieben unausgeführt auf dem Papier.

Aus demselben Grund ist beinahe der ganze Handel in den Händen der Chinesen und Europäer, da es den Siamesen an Vertrauen und Unternehmungsgeist fehlt.

Die Staats-Religion ist der Buddhismus, der aus Vorderindien eingeführt wurde. In keinem Lande Hinterindiens beeinflusst derselbe den König, den Hof und die höheren Stände, die sämmtlich einige Zeit in den buddhistischen Klöstern zubringen, sowie das gemeine Volk in so hohem Grad, wie in Siam. Die Vorsteher dieser Klöster, die Priester und zahlreichen Mönche stehen in so hohem Ansehen, daß, wo sie öffentlich erscheinen, das Volk sich vor ihnen auf die Kniee wirft. Diese Buddha-Priester ertheilen überall einen dürftigen Religions- und Elementar-Unterricht. Aber trotz aller buddhistischen Verbote und trotz aller Gegenbemühungen der Priester haben die Siamesen doch die abergläubischen Ansichten und Gebräuche der Hindu und Chinesen beibehalten. Sie glauben an alle jene buckligen, gehörnten und geschwänzten Teufel des himmlischen Reiches im Norden; sie sind fest überzeugt von dem Dasein der Sirenen, der menschenfressenden Riesen, der Berg- und Wald-Nymphen, der Feuer-, Wasser- und Luft-Geister, kurz aller jener fabelhaften Ungeheuer des brahmanischen Teufelsdienstes, angefangen von den Naghas oder göttlichen Schlangen, welche Feuer speien, bis zum Adler Garuda, der die Menschen raubt. Sie haben ein unerschütterliches Vertrauen auf die Kraft gewisser Amulette und Talismane, welche den Menschen unverwundbar machen, ihm Gesundheit, Glück und Kindersegen verleihen, oder ihn vor den Nachstellungen und dem bösen Blick seines Feindes schützen, oder Anderen Liebe und Haß gegen ihn einflößen. Zudem bezahlen Hoch und Nieder, König und Volk eine Menge von Sterndeutern und Wahrsagern, welche Regen und Trockenheit, Krieg und Frieden, glücklichen und unglücklichen Erfolg im Spiel oder Handel vorhervorverkünden müssen; von ihnen lassen sie sich die Tage bezeichnen, welche günstig und glückbringend sind für Geburt und Heirath, für Abreise und Rückkehr, für den Beginn eines Häuserbaues, kurz für alle Ereignisse und Verrichtungen des täglichen Lebens.

Allein wie der katholische Missionsbischof Bruguiere in seinem Bericht vom Jahre 1832 meldet, scheint noch ein anderer abergläubischer Gebrauch unter den Siamesen geherrscht zu haben, der nicht so frei von Grausamkeit ist, wie die obigen, nämlich die Sitte, die Fundamente jedes neuen Stadthores mit dem Blut von Menschenopfern zu besprennen. Der spätere Bischof Pallegoix will auch etwas Ähnliches in den Jahrbüchern von Siam gelesen haben, aber er wagt nicht zu entscheiden, ob dieser barbarische Brauch in ganz Siam verbreitet war. Wie dem auch sein mag, wir lassen den Bericht des Bischofs Bruguiere hier wörtlich folgen. Er sagt: „Wenn man an den Stadtmauern ein neues Thor baut oder ein altes wie-



der herstellt, so ist es Vorschrift, daß dabei drei unschuldige Menschen geschlachtet werden. Dabei geht man folgendermaßen zu Werk. Der König beruft seine Räte zu einer geheimen Sitzung, in welcher der Beschluß gefaßt wird. Dann schickt er einen seiner Offiziere an das Thor, welches neu gebaut werden soll. Dieser Offizier muß von Zeit zu Zeit den Namen, welchen man dem Thor geben will, den vorübergehenden Leuten nachrufen. Wer in der Meinung, er sei gerufen worden, den Kopf umwendet, den läßt der Offizier durch seine Soldaten festnehmen, und so macht er, bis er die drei Opfer hat. Ihr Tod ist von diesem Augenblick an unwiderruflich beschloffen, und kein Versprechen, kein Lösegeld, keine höhere Verwendung kann sie retten. Nun gräbt man unter dem Thorweg ein tiefes Loch und hängt an Stricken über demselben einen dicken, schweren Baumstamm senkrecht auf. Am Tage, der für das Opfer bestimmt ist, wird

den drei Verurtheilten ein glänzendes Henkermahl gegeben. Dann führt man sie in feierlichem Zug zu der Grube und stellt sie nebeneinander hinein. Nun kommt der König und der ganze Hof, sie zu begrüßen. Der König trägt ihnen besonders auf, das Thor, das ihnen jetzt anvertraut werde, treu zu bewachen und es anzuzeigen, wenn die Feinde vor demselben erscheinen würden, um die Stadt zu nehmen. Endlich werden die Stricke durchgeschnitten, und die unglücklichen Opfer dieses Wahnes werden von dem schweren Balken zermalmt. Die Siamesen glauben, daß diese Opfer sich in Schutzgeister verwandeln, denen sie den Namen Phi geben. Selbst einfache Privatleute verüben dieß greuliche Verbrechen an ihren Sklaven, die sie zu Wächtern ihrer Häuser oder ihrer vergrabenen Schätze machen wollen.“

So weit der Bischof. Eines ist sicher, daß dieser Gebrauch heutzutage in Siam zwar nicht mehr herrscht, daß aber die Be-



Die Pagode Wat-tschang in Bankok.

handlung, welche die zahllosen Sklaven daselbst von ihren Herren zu erdulden haben, nicht viel besser ist, als ein langsame Zermalmen.

Werfen wir nun noch einen Blick auf Bankok, die Hauptstadt Siams. Bankok, die Stadt der wilden Elfbäume oder auch das „asiatische Venedig“, wie man es wegen seiner zahlreichen Kanäle nennt, erstreckt sich drei Stunden weit an den beiden Ufern des Menam entlang. Wie es nach dem Krieg mit Birma als Haupt- und Residenzstadt in die Rechte des alten zerstörten Ajuthia eingetreten ist, so hat es auch seine glänzenden Titel geerbt und jeder gute Siamese nennt es Krung-Thepha-maha-nakhom-si-Ajuthia-jamaha-dilok-raxathani, d. h. die große Stadt, die königliche Stadt der Engel, die schöne, unüberwindliche Stadt u. s. w. Schön ist sie, das ist wahr, wenn man sie aus der Ferne von der Mitte des Flusses

aus betrachtet, wo rechts und links die Häuser in herrlichen Gärten gelegen sind, während im Hintergrund der Haupttheil der Stadt mit seinen zahlreichen, hochgethürmten, buntverzierten Pagoden und Tempeln und seinen prächtigen, vergoldeten Palästen sich von dem dunkeln Grün der tropischen Bäume abhebt; aber wenn man in die Seitenkanäle und engen Straßen eindringt, dann wird das Auge von dem Schmutz, der überall herrscht, beleidigt. Die innere Stadt, die den Palast des Königs umgibt, ist von einer zinnbedeckten Mauer umschlossen und nur an einzelnen Landungsplätzen und Thoren zugänglich. Die äußere Stadt, an die sich das Quartier der Fremden anschließt, läuft ohne bestimmte Grenzen in die Vorstädte und Landhäuser über. Alle Theile der Stadt sind von zahlreichen Kanälen durchschnitten, auf denen Gondeln und Rähne den Verkehr vermitteln. Die Häuser sind fast ohne



Ausnahme aus Teakholz gebaut, und stehen auf dem Festland und den Inseln auf hohen Pfählen, so daß man auf einer Treppe zu der hier üblichen Veranda emporsteigt; längs des Flusses dagegen schwimmen Häuser, Tempel und Paläste auf großen Holzflößen, welche neben einander festgeankert sind und mit der steigenden oder fallenden Fluth sich heben und senken.

Auf dem Fluß und den größeren Seitenkanälen findet der Hauptverkehr statt, indem die doppelten Reihen schwimmender Häuser, welche das Ufer drei Stunden weit einrahmen, den großen Markt bilden, auf dem sich täglich der betriebsame Theil der Bevölkerung in leichten Rähnen einfindet. Alle Häuser sind auf der dem Fluße zugewendeten Seite offen, und bilden



Siamesen bei der Mahlzeit.

mit den dort aufgestellten Waaren und Gegenständen einen offenen Laden, den man im Vorbeifahren vom Boote aus bequem durchmustern kann. Gewöhnlich liegen die Handwerker derselben Kunst beisammen, so daß man einen raschen Überblick des ganzen Vorrathes gewinnt. Dazwischen ankern Marktschiffe, welche Früchte, Gemüse und Fische zum Verkaufe vom

Land gebracht haben. Zwischen dem Gewimmel von Booten in allen möglichen Größen, Farben und Formen ankern die europäischen Dreimaster, pfeifen die Dampfschiffe oder segeln die chinesische Dschonke hinauf, mit den dröhnenden Schlägen der Gong die im Hafen liegenden Schiffe begrüßend.

Eine Fahrt auf dem Menam durch die schwimmenden



Straßen Banketts bietet das mannigfaltigste Interesse, da man überall in das Innere der offenen Wohnungen hineinblicken und die Bewohner bei ihren häuslichen Geschäften ungestört beobachten kann. Man sieht sie kochen, essen, schlafen, mit ihren Bekannten plaudernd um einen Theetopf zusammensitzen, der Erzählung eines Buddha-Priesters oder Mönches lauschen, mit ihren Kindern spielen; der Handwerker sitzt eifrig an der Arbeit, der behäbige Rentner raucht seine Pfeife, eine für die

Flucht aus dem Hause ihres Gatten bestrafte und gefesselte Frau wäscht die Geschirre und senkt beschämt die Augen zu Boden, da sie bemerkt, daß wir sie beobachten. Jedoch auf das häusliche Leben der Siamesen, das mit der herrschenden Vielweiberei dem Christenthum das größte Hinderniß entgegengesetzt, werden wir noch zurückkommen, und wollen nun das erste Auftreten des Evangeliums in diesen Ländern beschreiben.

(Fortsetzung folgt.)

## Nachrichten aus den Missionen.

### Dänemark.

Der hochwürdigste Herr Grüder, apostolischer Präfekt von Dänemark, schreibt uns aus Odensee auf der Insel Fünen:

„Am 7. October 1882 kam ich auf meiner dießjährigen Firmungsreise in die schöne Hauptstadt der lieblichen Insel Fünen. Hier, wo vor 15 Jahren noch gar keine Spur von katholischem Leben zu entdecken war, erhebt sich jetzt mitten im Centrum der Stadt, gerade der prachtvollen (vormals katholischen) Kathedrale und dem Grabe des hl. Kanut gegenüber, ein bescheidenes aber niedlich und geschmackvoll ausgestattetes katholisches Kirchlein mit Priester- und Schulhaus und einem Klösterchen der Josephschwester. Einer von den beiden hier stationirten Geistlichen mußte kurz nach meiner Ankunft abreisen, um am Sonntag an einem ungefähr 30 Kilometer von hier entfernten Orte den Gottesdienst zu halten. Ich mußte darum noch am Samstag Abend tapfer mithelfen im Beichtstuhl und hatte dann am folgenden Morgen den Trost, nach dem feierlichen Hochamte vierzehn Firmlingen das heilige Sacrament der Firmung zu spenden; unter diesen meist erwachsenen Firmlingen war, außer mehreren Convertiten, auch ein Vater, der mit seiner erwachsenen Tochter und zweien seiner Söhne gefirmt wurde. Derselbe, ein ehrsammer Schlächtermeister, wohnt in dem 45 Kilometer von hier entfernten Städtchen Svendborg und ist mit einer Protestantin verheirathet, weshalb auch leider sein ältester Sohn protestantisch ‚confirmirt‘ worden ist. Dieser Mann hatte nun mit seinen jüngern Kindern die Reise hierher gemacht, und es ging mir wirklich recht tief zu Herzen, als er nach der heiligen Handlung wiederholt zu mir kam, um mich inständigst zu bitten; ich möchte doch auch den verlassenen Katholiken in Svendborg die Wohlthat einer geregelten Seelsorge zu Theil werden lassen; es sei doch so entsetzlich traurig, nur so selten und mit so großen Hindernissen am Gottesdienste theilnehmen zu können; seine Frau sowohl wie sein ältester Sohn würden sofort zur Kirche zurückkehren, und hoffentlich auch noch viele Andere, sobald nur erst ein katholischer Geistlicher dort stationirt sei und ihnen Unterricht erteilen könnte. Ich suchte dem braven Manne und seinen Kindern Muth einzuflößen und versprach zu thun, was in meinen Kräften stehe, um seinem frommen Wunsche zu entsprechen; aber das ist leider viel zu wenig! Wenn man schon die erdrückende Last der ganzen Unterhaltung für so viele andere Missionsstationen trägt, kann man sich keine neuen Lasten aufbürden, ohne zu wissen, daß man denselben auch werde genügen können. Wie würde es daher mich freuen und trösten und welch reicher Segen würde gestiftet werden können, wenn unter unseren wohlhabenden Gönnern in katholischen Ländern einige großmüthige

Seelen gefunden würden, die durch Gaben oder Vermächtnisse uns in den Stand setzen wollten, auch für unsere armen Glaubensgenossen in Svendborg, einer Stadt von circa 7000 Einwohnern hier auf Fünen, etwas zu thun, damit auch sie der kirchlichen Segnungen und Gnadenmittel theilhaftig werden können<sup>1</sup>.

Morgen geht's wieder weiter, über den Belt auf's Festland, nach den Jütländischen Missionsstationen Kolding, Fredericia, Horsens, Aarhus, Randers, um auch dort zu firmen.“

### Korea.

Seul, die Hauptstadt des Königreichs Korea, ist im Monat Juli und August des vorigen Jahres der Schauplatz einer blutigen Revolution gewesen, wodurch die Christen und die katholischen Missionäre in die größte Angst vor dem Ausbruch einer neuen Christenverfolgung versetzt wurden. Diese Gefahr ist jetzt glücklich vorübergegangen und zwar durch das energische Dazwischentreten der chinesischen Regierung, wie wir weiter unten hören werden. Nur ein einziger Christ wurde in dem Tumult von den Rebellen ermordet. Was nun die Ursachen betrifft, welche zu dem Gemetzel Anlaß gaben und die Hauptstadt mit Blut überschwemmten, so berichten uns die Missionäre Folgendes:

Die altkoreanische Partei im Volke und im Heer, welche gegen die Verbindung mit Japan und die Verträge mit den europäischen Mächten, sowie gegen die Civilisation und das Christenthum sehr feindselig gesinnt ist, lauerte schon lange auf eine Gelegenheit, um an ihren Gegnern Rache zu nehmen. Man war darauf gefaßt; aber daß diese Rache eine so blutige und grausam wilde sein würde, hatte Niemand erwartet. An der Spitze dieser Partei stand der Regent oder zweite König, ein schändlicher und grausamer Tyrann, der auch die blutige Christenverfolgung des Jahres 1866 angezettelt hat. Über den Beginn und Verlauf des blutigen Drama's schreibt der hochw. Missionär P. J. Mütel, ein Augenzeuge, aus Seul den 4. August 1882 wie folgt:

„Schon seit langer Zeit waren dunkle Gerüchte von der Unzufriedenheit des Volkes gegen die Regierung im Umlauf. Die Gelehrten beklagten sich, daß man überall den Japanesen den Vorzug gebe und Ehre erweise, sowie darüber, daß man mit den europäischen Mächten Verträge abgeschlossen habe. Die Soldaten verlangten mit großem Geschrei den rückständigen Sold von vierzehn Monaten und klagten, man setze sie zurück, während man ihre Kameraden, welche die militärischen Übungen unter den Japanesen mitmachen, pünktlich bezahle. Ein

<sup>1</sup> Spenden für Svendborg sind entweder direct an den hochwürdigsten Herrn Grüder, Adresse: Bredgade 64, Kopenhagen K, oder an die Redaction dieser Blätter zu adressiren.



vornehmer koreanischer Offizier, Namens Pač-Wef, der es sich herausgenommen hatte, der Regierung wegen dieser Behandlung der Soldaten Vorstellungen zu machen, wurde auf allerhöchsten Befehl eingekerkert.

Da die Kornböden und Vorrathshäuser der Regierung beinahe leer waren, so war es unmöglich, den ganzen rückständigen Sold, der in Naturalien besteht, auf einmal zu bezahlen; die Regierung erließ aber den Befehl, dem Heere einen zweimonatlichen Sold zu verabsolgen. Dieß wurde in der ungerechtesten Weise ausgeführt. Dank der Unredlichkeit der Proviantaufseher, waren die Reisfäcke nur halb voll; gleichwohl zwang man die Soldaten, sie für voll anzunehmen. Als diese lebhaft protestirten, ließ ein Aufseher vier Soldaten festnehmen und in's Gefängniß werfen. Zwei wurden zur Verbannung, zwei zum Tode verurtheilt. Auf dieses hin ward Sonntag den 23. Juli die Losung zum Aufstand gegeben und alle Soldaten erhoben sich wie ein Mann, griffen zu den Waffen und stürmten das Gefängniß. Nachdem sie ihre verurtheilten Kameraden und den obengenannten Offizier befreit hatten, zogen sie in heißen Haufen vor das Haus des ersten Ministers, stürmten und plünderten dasselbe. Der Minister selbst floh in den königlichen Palast. Dasselbe Loos traf auch alle Wohnungen der mit dem königlichen Hause verwandten und beim Volke verhassten Familie Min.

Jetzt kam die Reihe an die gehäßig japanesischen Offiziere. Da es ein Festtag war, so hatten dieselben alle ihre Soldaten beurlaubt, und die meisten derselben hatten die Stadt verlassen und sich nach Hien-teng begeben, wo sie sich für gewöhnlich aufhielten. Nur fünf Offiziere befanden sich noch in der Kaserne. Als sie inne wurden, was vorging, verließen drei von ihnen, bis an die Zähne bewaffnet, das Gebäude, um ebenfalls aus der Stadt zu entkommen. Auf der Straße wurden sie von der erbitterten Volksmenge mit Schimpfworten und Drohungen verfolgt. Als ein frecher Koreaner es wagte, nach einem der drei Japanesen zu schlagen, zog dieser seinen Säbel und hieb dem Angreifer in die Schulter. Dieß gab das Zeichen zu einem Hagel von Steinen und Stockschlägen. Der eine Japanese blieb gleich todt auf dem Platz, der zweite stürzte eine Straße weiter zu Boden, und der dritte wurde am Thore niedergemetzelt. Die beiden Japanesen, welche in der Kaserne geblieben waren, fanden dort ihren Tod. Ebenso wurden drei andere japanesische Soldaten, welche durch die Stadt ritten, vor dem Palaste des Regenten erschlagen. Dann stürmte der Pöbel, mit koreanischen Soldaten vermischt, vor die Stadt hinaus nach Hien-teng, um die noch übrigen Japanesen dort zu ermorden. Aber keiner von diesen feigen Koreanern wagte es, das Haus, in dem jene sich befanden, zu betreten; sie häuften ringsum Holz und Reisig um dasselbe und steckten es an allen vier Ecken in Brand. Da die Japanesen in dem brennenden Gebäude sich nicht länger halten konnten, machten sie mit den Waffen in der Hand einen regelrechten Ausfall. Fünfundzwanzig an der Zahl stellten sie sich in zwei Reihen auf, um nach rechts und links sich verteidigen zu können, nahmen den japanesischen Gesandten Hanabusa, der zu ihnen geflohen war, in die Mitte und schlugen sich tapfer durch die dichtgedrängte Volksmenge. Als die Angreifer die Japanesen aus dem Hofthor hervorbrechen sahen, flohen sie feig auseinander; aber mehrere von ihnen wurden von den wackeren Japanesen ergriffen und in's Wasser geworfen, viele verwundet; 12 Koreaner blieben todt auf dem Platze. Als die Menge zersprengt war, bewerkstelligten die Japanesen in aller Ruhe und Ordnung ihren Rückzug nach Jutschyen. Man sagt, diese unerschrockenen Männer seien in Thränen ausgebrochen, als sie unterwegs auf die Leichen einiger ihrer Kameraden stießen. Am Flusse angelangt, waren sie eine Zeitlang in Verlegenheit, wie sie hinüberkommen sollten. Endlich fand sich ein Boot.

Am andern Tage kamen sie gegen 10 Uhr Vormittags erschöpft von Hunger und Anstrengung zu einer Dorfschenke, ließen sich zu essen geben und setzten dann ihre Reise fort. Der Kommandant von Jutschyen nahm sie freundlich auf und versprach, sie zu schützen und ihnen weiterzuhelfen. Während er noch mit ihnen sich beriet, kamen 50 koreanische Reiter nachgepöngt, welche dem Kommandanten zu-

schrien, er müsse ihnen die Japanesen ausliefern. Als dieser sich weigerte, entspann sich ein Kampf, bei welchem sieben Japanesen durch Ziegel, die man von den Dächern auf sie herabwarf, um's Leben kamen. Die übrigen bewerkstelligten ihren Rückzug an die Meeresküste, wo sie sich einer Barke bemächtigten und nach Japan einschifften. Man sagt, der Kommandant von Jutschyen, seines Lebens nicht sicher, sei mit ihnen fort. Übrigens ist es sehr zweifelhaft, ob sie auf einem so schwachen Fahrzeug nach Japan gelangt wären, wenn nicht ein englischer Aviso-Dampfer auf hoher See sie aufgenommen und in ihre Heimath gebracht hätte.

Die Japanesen haben sich bewundernswürdig tapfer benommen, und wenn sie nur etwas zahlreicher gewesen wären, so hätten sie sich den feigen koreanischen Soldaten und Volkshaufen gegenüber sicher behaupten können. Sie sind ein Opfer ihres allzugroßen Selbstvertrauens geworden, indem sie die Koreaner kannten und es dennoch verschmähten, Vorsichtsmaßregeln zu treffen.

Wie ich höre, hat der japanesische Gesandte Hanabusa bei seinem Abzug geschworen, er werde schon am zweiten Tage des siebten Mondes mit einem Heere wieder nach Korea kommen, und dann werde er die Urheber dieses schändlichen Mordanfalles zur Rechenschaft ziehen. Ich hoffe, er hält Wort. Die Koreaner fürchten es; denn sie fühlen jetzt schon sehr wohl, daß dieses Attentat ihnen nicht ungestraft hingehen wird, und sie wissen auch, daß sie den Japanesen nicht gewachsen sind. Wenn es wirklich zum Kriege kommt, dann haben wir für uns und für unsere Christen mehr von den koreanischen Soldaten zu fürchten, als von den japanesischen.

Nachdem nun die Japanesen entweder erschlagen oder verjagt waren, machten sich die aufständischen Soldaten sogleich an's Werk, ihren leichten Sieg auszubenten. Am nächsten Tag, den 24. Juli, brachen sie, natürlich ohne Widerstand zu finden, in das Arsenal ein und vertheilten die vorräthigen Waffen und Munition unter sich und an das Volk. Dann elsten sie in großer Anzahl zum königlichen Palast, erbrachen alle Thüren und traten frech und tobend vor den zitternden König, von dem sie die Auslieferung des ersten Ministers Satokan forderten. Als der König ihnen erwiderte, er wisse nicht, wo derselbe sei, durchsuchten sie den ganzen Palast, und nachdem sie den Minister in einem Winkel gefunden, schleppten sie ihn unter Mißhandlungen vor den König und erwürgten den Minister vor dessen Augen. Hierauf verlangten sie auch die Auslieferung der Königin Min, welche wegen ihrer Hinneigung zu den Japanesen und auch zu den Christen sehr verhaßt ist. Als der König bestürzt und traurig das Haupt senkte ohne zu antworten, durchsuchte die wüthende Rotte abermals alle Winkel des Palastes. Man sagt, sie hätten die Königin wirklich gefunden; aber diese sei als Dienstmagd verkleidet gewesen und so ihren Händen entwischt. Da alle Hofherren, Beamten, Wachen, Diener und Eunuchen die Flucht ergriffen hatten, so stand der königliche Palast ganz leer, und der König selbst war den Beschimpfungen und Mißhandlungen der Ausrührer schußlos preisgegeben. Als die Rebellen der Königin nicht habhaft werden konnten, stürmten sie den Palast des Regenten, der voll Angst vor seinen eigenen Leuten den Schwur leistete, er werde dafür sorgen, daß die Königin Gift nehme, da sie es so haben wollten. Auf dieses Versprechen hin zogen sich die Soldaten zurück.

Unterdessen war der Pöbel auch nicht müßig; unter wildem Geschrei und Trommelschlag zog die Menge durch die Straßen vor die Paläste der Familie Min, welche sammt und sonders geplündert und zerstört wurden. Wer in denselben der Menge in die Hände fiel, wurde unbarmherzig todtgeschlagen. Dabei flammten häufig Blitze und rollte der Donner und strömte der Regen, so daß alles zusammen einen wahren Höllenlärm verursachte, der uns mit Schrecken erfüllte und in den Häusern zurückhielt.

Durch ein merkwürdiges Zusammentreffen begann der Regen, den man schon lang vergeblich gewünscht hatte, gleich nach Ermordung der Japanesen niederzuströmen, so daß der Pöbel bedauerte, dieselben nicht früher todtgeschlagen zu haben, um sich Regen zu verschaffen.



Selbst bei Nacht dauerte das Toben der Menge fort und die Soldaten kamen noch bei Fackelschein zum Regenten, um jetzt den Reichnam der Königin zu fordern.

Am 25. Juli setzten diese Horden ihr Zerstörungswerk an den Häusern und Palästen der mit der Familie Min befreundeten und verwandten Familien fort. Auch mehrere Reisläden wurden geplündert und zerstört unter dem Vorwand, der Reis werde zu theuer verkauft; ein Schuhmagazin traf dasselbe Loos. Einem reichen Kaufmann wurde einzig deshalb das Haus geplündert und zerstört, weil er mit den Japanesen in Handelsverbindung stand. Wo nur irgend ein Wagen der Vornehmen oder des Hofes sich zeigte, fiel die Menge darüber her, zerstückte den Wagen in Stücke, und die Insassen konnten sich glücklich schätzen, wenn sie mit dem Leben davonkamen. Gegen Mittag kam eine Deputation des Heeres in den Palast des Königs, um wegen der vorgefallenen Unordnungen Abbitte zu leisten. Gleichwohl suchten diese Schurken noch immer nach der Königin, um sie zu tödten.

Nachts um 10 Uhr verbreitete sich plötzlich die unsinnige Nachricht, alle Paß- und Sackträger des Reiches zögen in bewaffneten Haufen gegen die Hauptstadt heran, um sie zu stürmen. Ein panischer Schrecken ergriff die Einwohner; überall, sogar am Hofe glaubte man die verrückte Erfindung. Der König floh aus seinem Palaste und aus der Stadt, die Soldaten verließen ihre Kasernen und versprohen sich, die Bürger lassen ihre Häuser, Hab und Gut im Stich und fliehen durch die Thore. Auf allen Straßen schreit die Menge: „Rettet euch! Rettet euch schnell! Wir sind alle verloren!“ — Selbst unsere Christen wollten fliehen; wir beschworen sie aber so inständig, ruhig zu Hause zu bleiben, daß sie endlich einwilligten. Denn wenn sie auf den Straßen vom Pöbel als Christen erkannt worden wären, so hätte sich die allgemeine Wuth ebenso gut gegen sie wenden und eine Verfolgung aller Christen hervorrufen können. Wie wohlbegründet diese Furcht war, zeigte das Loos eines Christen, der zwei Tage später auf der Straße erkannt und getödtet wurde.

Während der allgemeinen Flucht vor dem vermeintlichen Anmarsche der Sackträger verbreitet sich die Nachricht, diese seien noch 100 Stunden von der Hauptstadt entfernt, hätten aber auf ihrem Zuge durch die Dörfer alles mit Mord und Brand erfüllt. Gegen 1 Uhr Nachts kehrte Jedermann nach Hause zurück, indem es hieß, für diese Nacht sei noch nichts zu befürchten.

Dieser falsche Lärm von einem drohenden Überfalle der Sackträger war durch einen wahren Schurkenstreich hervorgerufen worden; wahrscheinlich nur, um den Aufruhr und die Gelegenheit zu rauben zu verlängern. Ein Unbekannter übergab einem Sackträger einen Brief in der Stadt zu bestellen. Auf Betreiben desselben Unbekannten wurde der Sackträger von der Wache ergriffen und durchsucht. Man fand den Brief, in welchem geschrieben stand, der japanesische Gesandte Hanabusa werde sich mit Hilfe aller Sackträger des Reiches in dieser Nacht der Stadt bemächtigen, den Thron an sich reißen und die Königin Min heirathen. Als dieß bekannt wurde, brach die Wuth der Soldaten und des Pöbels fürchterlich los, und jeder, der wie ein Sackträger aussah, wurde ergriffen, gebunden und dann vom Volke mit Stöcken, Steinen und Messern zu Tode gemartert.

Am andern Tag, den 26. Juli, sammelte sich das Volk wieder bewaffnet in den Straßen; jetzt heißt es, die Soldaten seien gegen die anrückenden Sackträger ausgezogen. Da erscheinen die Soldaten ebenfalls auf den Plätzen. Allmählig kommt man zur Einsicht, daß kein wahres Wort an der Geschichte ist. Gleichwohl machte sich die Menge ein Vergnügen daraus, alle Sackträger in der Stadt zu ergreifen und in der schenßlichsten Weise zu Tode zu martern. Die Wuth war so groß, daß einige schrien, man dürfe nicht eher ruhen, bis alle diese Leute in Stücke gehauen, gebraten und gefressen wären. Man sollte nach alledem glauben, die Koreaner seien ein wildes und blutdürstiges Volk; denn die ganze Stadt hat zu diesen Schenßlichkeiten geholfen und Beifall gekläpft. Aber nein, die Koreaner sind sanft, still und geduldig und sehr feig.

Am 27. Juli begann die Herrschaft des Verdachtes. An allen Straßenenden wurden die verdächtigen Leute von den Soldaten festgehalten, durchsucht und verhört, um der Sackträger, Reismagazin-Aussäher und anderer Beamten habhaft zu werden.

Am 28. Juli wurde ein Christ Namens Ni-Matthias aus Spieng-Yang getödtet. Dieser Mann war seit einiger Zeit Hauslehrer bei einer heidnischen Familie. Da diese aus der Stadt geflohen war, wollte er ebenfalls in seine Heimath reisen. Am Thore wurde er aufgehalten und durchsucht. Man fand einen Rosenkranz bei ihm. Das genügte. Unter Stockschlägen und Mißhandlungen aller Art wurde er vor den Regenten geschleppt, der ihn einkerkern und foltern ließ. Trotz allen Qualen blieb derselbe seinem Glauben treu und endete sein Leben durch das Schwert des Henkers als Märtyrer.

Hier unter den Christen fragt man sich allgemein, ob all' diese Gewaltthatigkeiten und Umrübe einen Urheber haben, der einen bestimmten Zweck dabei verfolgt. Wenn man die Namen der Großen und Vornehmen durchgeht, welche hingschachtet worden sind, so findet man, daß es lauter persönliche Feinde und Gegner des Regenten sind, und man wird kaum irre gehen, wenn man ihm den ganzen Aufstand zuschreibt. Ist er wirklich der Urheber, dann hat er dießmal über das Ziel hinausgeschossen; denn er ist selbst in die größte Lebensgefahr gerathen und hat von der Zukunft noch mehr zu fürchten; es ist ja leichter, das wilde Thier, das man Pöbel nennt, loszulassen, als es wieder einzufangen.

In der Stadt sagt man allgemein, die Königin sei nicht todt; der Regent läßt überall nach ihr suchen; trotzdem werden öffentlich Vorbereitungen zur Leichenfeierlichkeit für die Königin gemacht. Heute ist die allgemeine Trauer für das Land wegen des Ablebens der Königin angesagt. Die Einen tragen weiße Trauerhüte, die Andern dagegen schwarze zum Zeichen der Freude. Nichts als Widersprüche.

Es heißt, der Regent habe einen Gesandten nach Japan abgeschickt, um sich wegen der Vorfälle zu entschuldigen. Daneben soll er um die Verwendung der europäischen Mächte gebeten haben, mit denen kürzlich Verträge abgeschlossen wurden. Trotzdem fürchtet man, es werde zum Kriege mit Japan kommen und der Regent sitzt tief in den Dornen. Auch besorgt man, die Kaste der Sackträger könnte jetzt wirklich die Ermordung ihrer Standesgenossen an der Hauptstadt rächen. Kurz, die Zukunft ist trüb, und Viele verlassen die Stadt und flüchten aufs Land.

Jetzt geht das Gerücht, daß der Regent wirklich eine Christenverfolgung hervorrufen wolle, um die allgemeine Aufmerksamkeit abzulenken. Gestern war ich beinahe entschlossen, zu fliehen. Aber jetzt erkennen wir, daß es ein falscher, übereilter Schritt gewesen wäre, der die Sache vielleicht zum Ausbruch gebracht hätte. Wir blieben, und bis jetzt ist noch alles ruhig. Es scheint, der Regent wird uns dießmal in Ruhe lassen. Einige wollen wissen, der König und die alte Königin-Mutter hätten dem Regenten von einer Christenverfolgung ernstlich abgerathen.

Das Schlimmste ist, daß dem Plündern und Rauben und Zerstören noch keinerlei Einhalt gethan wird. Es herrscht die vollständigste Anarchie. Der König ist faktisch entthront, der Regent machtlos, die übrigen Minister ermordet; die 4000 Soldaten, wahre Schurken, erkennen keinen Offizier mehr an, gehorchen keinem Befehle; der Pöbel ist bewaffnet, und die ganze Bevölkerung und Einwohnerschaft jauchzt bei jeder neuen Gewaltthat Beifall.

Heute wurde den Truppen der rückständige Sold bezahlt, als ob man sie ermutigen wollte, in der bisherigen Weise fortzufahren.

Von unseren Missionären in den Provinzen haben wir keine Nachrichten; da sie weit von der Hauptstadt entfernt sind, so waren sie vermuthlich keiner Gefahr ausgesetzt. Wir bleiben vorderhand noch ruhig hier, da die Straßen zu unsicher sind. Danken Sie mit uns dem lieben Gott, der uns und unsere Christen dießmal sichtbar beschützt hat.“

Diesem Briefe fügen wir die Nachrichten über die folgenden Ereignisse bei:



Auf die Kunde von dem Morbanfall auf den japanesischen Gesandten und der Ermordung der Offiziere und Diener seines Gefolges erhob sich in ganz Japan ein Schrei der Entrüstung, und das Volk verlangte eine schnelle Rache für den erlittenen Schimpf. Die japanesische Regierung rüstete auch sofort zum Krieg. Vor dem Ausbruch der Feindseligkeiten jedoch, wurde der Gesandte Hanabusa mit einer starken Truppenabtheilung nach Korea geschickt, um Genugthuung zu verlangen. Der Regent lud den Gesandten in die Hauptstadt ein, empfing ihn mit heuchlerischer Freundlichkeit und versprach, alle geforderten Bedingungen zu erfüllen. Unterdessen suchte er Verzögerungen und gab dem japanesischen Gesandten zu Ehren glänzende Feste. Dieser aber ließ sich nicht täuschen, sondern forderte die Annahme der Bedingungen innerhalb dreier Tage, sonst werde er abreisen und den Krieg beginnen. Da schickt der Regent nothwendige Geschäfte in der Provinz vor und reist ab. Aber auch Hanabusa reist nach Verlauf der zugestandenen Frist ab. Kaum ist er fort, so schickt ihm der Regent einen Eilboten nach, welcher die Ankunft eines Bevollmächtigten ankündigt, der den Vertrag unterzeichnen solle. Richtig erscheint ein bevollmächtigter Beamter des Regenten und schließt den neuen Vertrag zwischen Korea und Japan, der folgende Bedingungen enthält, ab:

1. Die Urheber des Attentates auf den japanesischen Gesandten werden bestraft.
2. Den Familien der Ermordeten wird eine Summe von 50 000 Yen (230 000 Mark) als Entschädigung gezahlt, an Japan eine Kriegscontribution von 500 000 Yen (2 300 000 Mark).
3. In Seoul werden japanesische Truppen zurückbleiben zum Schutze der Gesandtschaft.
4. Ein weiterer Hafen muß dem japanesischen Handel eröffnet werden; die Mitglieder der Gesandtschaft dürfen im ganzen Lande umherreisen; ebenso die Japanesen in den Häfen dürfen das Land auf 5 Meilen in der Runde besuchen.
5. Ein koreanischer Gesandter geht mit einem Briefe des Regenten nach Japan zum Mikado, um Abbitte zu leisten.

Kaum war Hanabusa mit den japanesischen Truppen abgezogen, so erschien der chinesische Feldherr und Diplomat Ma ebenfalls mit einem starken Heere vor den Thoren und wurde vom König und Regenten festlich empfangen. Bei der Festmahizeit erhob sich plötzlich der chinesische Feldherr, ließ den Regenten verhaften und nach Peking abführen, um dort gerichtet zu werden. So wäre denn endlich Korea von diesem grausamen Tyrannen befreit, der außer vielen anderen Mordthaten auch im Jahre 1866 neun französische Missionäre und mehrere Tausend Christen um des Glaubens willen hingschlachten ließ.

## Vorderindien.

**Apostolisches Vikariat West-Bengalen.** Die belgische Mission in West-Bengalen hat vor Kurzem neuen Zuwachs apostolischer Arbeiter aus Belgien erhalten. Am 29. October 1882 haben sich vier Patres der Gesellschaft Jesu aus der belgischen Ordensprovinz und mit ihnen drei Schwestern aus der Con-

gregation der Töchter vom heiligen Kreuz und acht barmherzige Schwestern in Marseille nach Calcutta eingeschifft. Der Heilige Vater hatte gnädigst geruht, den abreisenden Glaubensboten den erbetenen apostolischen Segen für sie und ihre Arbeiten zu ertheilen. So wird denn die blühende Mission mit Gottes Gnade zum leiblichen und geistigen Heile der armen, auch dort so tief gesunkenen Heiden einen immer erfreulichen Fortgang nehmen. Auf das vergangene Jahr können die Missionäre mit Freude und Dank gegen Gott, der ihre Mühen reichlich segnete, zurückblicken. Gegen 600 Erwachsene konnten sie im Laufe desselben in den Schooß der Kirche aufnehmen; 185 Protestanten schworen ihre Irthümer ab und 407 Heiden empfangen die heilige Taufe. Etwa 3000 Kinder, 1600 Knaben und 1360 Mädchen, erhielten in den Schulen der Brüder, der Schwestern und einheimischen Katechisten eine wahrhaft christliche Erziehung. Auch der Empfang der heiligen Sacramente war im Allgemeinen recht befriedigend: es fanden gegen 40 000 heilige Communionen statt, während die Gesamtzahl der Katholiken sich auf 17 140 Seelen beläuft.

## Ober-Agypten.

**Das apostol. Vikariat Central-Afrika** hat am 21. September 1882 einen neuen Oberhirten in der Person des Erzpriesters Franziskus Sogaro von Verona erhalten. Der Nachfolger des hochwürdigsten Herrn Comboni übernimmt die Leitung dieser schwierigen Mission in einer schweren und sorgenvollen Zeit. Gerade in den Tagen seiner Ernennung wurde auch die Missionsanstalt von

Verona von der gewaltigen Überschwemmung heimgesucht und beschädigt. Das Wasser stand in dem Hause über 2 Meter hoch. Die Anstalten in Kairo hatten des ägyptischen Krieges wegen zeitweilig geschlossen, die Missionäre, die Schwestern und die Kinder mit großen Kosten geflüchtet werden müssen. Allein die Hauptfuge bildete die gefährdete Lage der eigentlichen Mission am obern Nil, in Kordofan und Nubien.



Japaneſischer Fechtmeiſter.



Wie unsere Leser wissen, ist dort in letzter Zeit ein neuer Prophet, El Mahbi, d. h. „der Prophet“ unter den Muhammedanern aufgestanden. Allerdings sind die Erfolge dieses neuen von Gott gesandten Weltoberers, für den er sich ausgibt, noch gering, allein trotzdem liegt eine nicht zu verachtende Gefahr in seinem Auftreten nicht nur für die Herrschaft der Franzosen in Afrika und der Engländer in Asien, sondern namentlich auch für die Fortschritte der katholischen Mission in diesen beiden Welttheilen. Wir wollen daher das, was wir aus zuverlässigen Nachrichten über die Person, Absichten und Erfolge des neuen Propheten wissen, unsern Lesern mittheilen, damit sie sich, so weit dies bis jetzt möglich ist, ein Urtheil über das erst in weiter Ferne aufsteigende Gewitter bilden können.

Es ist eine von allen Reisenden und Kennern des Orients fest beglaubigte Thatsache, daß es unter den Muhammedanern uralte, allgemein verbreitete und allgemein angenommene Prophezeiungen gibt. Eine derselben besagt, daß gegen Ende dieses Jahrhunderts ein großer allgemeiner Auszug der Muhammedaner aus der europäischen Türkei stattfinden werde. Eine zweite Prophezeiung verheißt für eben diese Zeit das Erscheinen eines neuen Propheten des Islams, der den Namen Muhammeds tragen, und dessen Eltern ebenfalls wie die Eltern des ersten Propheten heißen würden. Dieser neue Prophet und Heerführer zugleich werde mit Waffengewalt alle Länder der Erde dem Islam unterwerfen, und dann beginne das tausendjährige Reich. Allerdings werden die europäischen Diplomaten und Zeitungsschreiber und wir mit ihnen eine solche Hoffnung belächeln, aber andererseits bleibt es wahr, daß 150 Millionen Muhammedaner durch die Kunde von dem Auftreten dieses Propheten in große Aufregung und Erwartung versetzt wurden; und im Inneren von Afrika, wo die Dermisch-Missionäre in den letzten fünfzig Jahren zwölf Millionen Schwarze für den Islam gewonnen haben sollen, glaubt die Masse derselben fest an die Sendung dieses Propheten und schreibt ihm die Gabe der Wunder zu; mit eben so großer Leichtgläubigkeit als fanatischer Begeisterung folgen ihm die arabischen Stämme am oberen Nil.

Muhammed Ahmed el Mahbi lebte bis dahin völlig unbekannt und zurückgezogen auf einer Insel des weißen Nil, 15 Meilen südlich von der Stadt Chartum, wo er in Gebet und Kasteien das Leben eines gewöhnlichen Dermisch führte. Im Monat August 1881 trat er zuerst auf und durchzog das Land, indem er eine Erneuerung des muhammedanischen Glaubens und die Gründung eines neuen Reiches predigte. Das Volk strömte ihm massenhaft zu und hing ihm an. Als sich sogar ein Heer um ihn sammelte, schickte die ägyptische Regierung Truppen gegen ihn. Tollkühn warf er sich mit seinen Anhängern denselben entgegen, indem er laut verkündete, die Waffen vermöchten ihm und den Seinen nichts anzuhaben. Als aber ein Kugelnregen in seine Reihen einschlug, mußte er fliehen, um sein Leben zu retten. Vor dem Frühjahr 1882 hatte er bereits ein zweites Heer gesammelt, überfiel im Monat Juni bei Nacht die Truppen des Dussuf Pascha und machte 8000 Ägypter nieder. Von diesem Siege an steht ganz Sudan in Feuer und Flammen der Empörung, und alle Stämme schaaren sich mit Weib und Kind, Hab und Gut um den „Gesandten Gottes“. Dieser ist vor die Stadt Chartum, welche am Zusammenfluß des weißen und des blauen Nil liegt, gezogen und belagert. Zwar ist er bei der Belagerung von El Obeid zurückgeworfen worden; aber diese Niederlage hat weder ihn noch sein Heer entmuthigt, das immer mehr anwächst und nach anderen Seiten Erfolge erringt. Der Prophet ist, wie er sagt, auf dem Siegeszug nach Meffa begriffen, welches die Hauptstadt des neuen Reiches werden soll. Wie diese neue Bewegung enden wird, ist nicht abzusehen; aber daß für die katholischen Missionäre und Missionen in den Ländern des Islam und namentlich in Ägypten und Arabien große Gefahren drohen, das scheint sicher.

Nach einem Schreiben des hochwürdigsten Herrn Joseph Sembranti, Rector des afrikanischen Instituts von Verona, wird die Lage der Mission immer drohender. Alle südlich von Chartum gelegenen Provinzen sind in der Hand der Rebellen. Die regulären ägyptischen Truppen, deren Reihen in unglücklichen Kämpfen mit dem „Propheten“ gelichtet wurden, sind vollständig entmuthigt. Nur die nördlichen Provinzen Berber und Donkola bleiben den Ägyptern treu. El Obeid, die Hauptstadt von Kordofan, wird belagert; Chartum ist ernstlich bedroht. Eine Schaar Christen hat sich mit den Ordensfrauen und einigen Missionären nach Berber geflüchtet. Aller Verkehr zwischen Kordofan, Darfur und Chartum ist gehemmt. Auch dieser Bericht gibt an, El Mahbi habe 150 000 Mann, meist aus den Bagarenstämmen (Bewohner von Darfur) unter sich, tapfere Soldaten und vortreffliche Reiter. Ihr Fanatismus ist groß; sie meinen, die Zeit des Weltesieges sei jetzt mit dem 14. Jahrhundert nach der Hedschra für die Moslems angebrochen. El Mahbi will zunächst den ganzen Sudan sich unterwerfen, dann gegen Ägypten und die Türkei ziehen, deren Bewohner er für Ungläubige erklärt und endlich in Meffa den Sitz der Weltherrschaft gründen, welche tausend Jahre dauern soll.

### Südafrika.

**Apostolische Präsektur von Ober-Sambesi.** Unter dem 1. September 1882 schreibt der hochwürdigste P. Depelchin aus Tati:

„In unserer schwierigen Mission geht, Gott sei Dank, Alles gut; sie nimmt einen zwar langsamen, aber dafür hoffentlich auch sichern Fortgang. Dieses Jahr haben wir zu Tati einen regelmäßigen katholischen Unterricht begonnen, den die umwohnenden Eingebornen recht fleißig besuchen. Professor dieser interessanten Schule ist P. Prestige. Vorgesessern hatte er gegen dreißig Schüler, große und kleine. Wenn die Schwarzen uns nur einmal kennen gelernt und aus eigener Erfahrung sich überzeugt haben werden, daß wir nur um ihres zeitlichen und ewigen Heiles willen hieher gekommen sind, wenn unsere Missionäre nur einmal der Landessprachen recht mächtig und keiner Dolmetscher mehr bedürftig sein werden, dann wird allenthalben eine reiche und üppige Ernte emporenwachsen, und es werden kaum Arbeiter genug sein, um sie einzuharsten. — Danken Sie hoch unsern Freunden, welche diese Mission mit so vielem Eifer und Edelmuthe unterstützen: auch sie wirken mit zu all dem Guten, was unter diesen armen, verlassenem Stämmen gestiftet wird.“

Vor einigen Tagen war ich zu Gubulwayo. Lo Bengula nahm mich sehr wohlwollend auf: wir sind schon alte Freunde. P. Groonenberghs steht fortwährend auf dem besten Fuße mit ihm und gewinnt auch mehr und mehr die Zuneigung aller Schwarzen der Umgegend auf viele Meilen im Umkreis; seine kleine Kapelle ist an allen Sonntagen recht gefüllt.

Von Panda-ma-Tenka erhielt ich dieser Tage sehr erfreuliche Nachrichten. Die Patres Weiskopf und Berghegge richten sich daselbst immer besser ein und bereiten zahlreiche Bekehrungen vor. Ihre in Holz aufgeführte Kirche ist schon zu klein für alle die Schwarzen, welche von den Ufern des Sambesi ganz regelmäßig alle acht Tage dorthin kommen, um dem Gottesdienste beizuwohnen.

Meine Gesundheit ist so gut wie je zuvor; auch mein armes gebrochenes Bein bessert sich allmählich. Bald werde ich hoffentlich keine Krücken mehr brauchen. Am Feste Mariä Himmelfahrt konnte ich wieder zum ersten Male seit meinem Unfalle vom Charfreitag das heilige Messopfer darbringen.

Nach einigen Tagen gedenke ich zur Capcolonie abzureisen, um dort die Angelegenheiten unserer theuern Mission zu betreiben. Wenn dieser Brief in Ihre Hände gelangt, werde ich mich schon in Grahamstown befinden, von wo ich im nächsten Frühjahr eine gute Zahl apostolischer Arbeiter mitzunehmen hoffe, um mit ihrer Hilfe die Stationen am jenseitigen Ufer des Sambesi zu organisiren.“



## Westafrika.

**Apostolische Praefectur der Goldküste.** Der hochw. Pater Moreau, Missionär in Elmina an der Goldküste, übersendet an das „Tablet“ unter dem 16. Juni 1882 einen Bericht von seinem kürzlichen Besuch in Coomassie, der Hauptstadt der Aschanti-Neger. Herr Moreau war dahin gegangen, um zu sehen, ob sich vielleicht eine Mission daselbst gründen lasse.

„Der erste Gedanke, zu den Aschanti-Negern zu gehen, kam mir voriges Jahr, als der Negerprinz Vooky nach Elmina kam. Bei dieser Gelegenheit pflegte er uns öfters zu besuchen, und ich bemühte mich, mit ihm befreundet zu werden. Einst trat er bei mir ein, als ich gerade mit meinen Schülern eine Gesangsübung vornahm. Er setzte sich, hörte still zu, und nachdem unsere Übung beendet war, bat er mich, ich möchte ihm etwas auf dem Harmonium vorspielen; denn die Neger lieben die Musik außerordentlich. Als er zu den Seinigen zurückkehrte und von uns Abschied nahm, sagte ich ihm, ich hätte große Lust, nach Coomassie zu kommen. Zugleich aber fragte ich, ob der König der Aschanti mich wohl empfangen oder ob er mich töpfen lassen würde. „Der König,“ erwiderte er, „wird sich freuen, dich zu sehen, mein Vater, und wird dir gewiß nichts zu Leide thun.“ Diese Unterredung fand statt im Juli des vergangenen Jahres, und seither wartete ich nur auf eine Gelegenheit, meinen Voratz auszuführen. Erst am 12. April dieses Jahres konnte ich Elmina verlassen. Aus dem Tagebuch, das ich während dieser Reise führte, lasse ich einige Aufzeichnungen folgen. Die Entfernung zwischen Elmina und Coomassie beträgt 156 englische Meilen. Aus Gründen, die nicht von meinem freien Willen abhängen, war ich gezwungen, sehr langsam zu reisen, und so brauchte ich neun volle Tage, um diesen Weg zurückzulegen. Auf dem britischen Territorium, das heißt von Cape-Coast bis an den Fluß Prah, ist der Weg gut im Stande gehalten; jenseits des Flusses dagegen ist er nicht mehr so gut. Öftmals ist die Straße von dicken Baumstämmen versperrt, oder sie endet am Ufer eines Stromes, über den keine Brücke führt; bald ist der Weg ganz versumpft, bald mit Gras und dichtem Gestrüpp überwachsen, durch welches nur ein schmaler Fußpfad hindurchführt. Trotz all dieser Hindernisse gewährt das Reisen in dieser Gegend doch viel Vergnügen. Nach den ersten zehn Meilen hinter Cape-Coast, wo das Land beinahe ganz angebaut ist, gelangt man in einen Wald. Der Pflanzenwuchs des tropischen Afrika ist schon so oft beschrieben worden, daß ich füglich übergehen kann, was Jedermann kennt. Nur sind die Bäume so zahlreich und das Laubwerk ist so dicht, daß niemals ein Sonnenstrahl hindurchdringen kann. Zahllose Vögel singen und pfeifen auf den Zweigen, und manchmal stand ich still, um ihr reiches und buntes Gefieder zu bewundern. Hier und da nur begegnet man einem Eingeborenen, der des Handels wegen an die Küste zieht oder auf einer naheliegenden Anpflanzung Arbeit sucht. Diese Eingeborenen bleiben am Weg stehen, grüßen uns und gehen dann ihres Weges. Die Dörfer längs der Heerstraße sind zahlreich. Weistens sind sie auf einem Hügel oder einer Bodenerhebung erbaut, immer aber liegen sie hart an einem Bach oder Fluß. Für gewöhnlich sind diese Dörfer sehr reinlich, und während wir hindurchziehen, stürzen Weiber und Kinder aus den Hütten, um den weißen Mann zu sehen, der vorbeireist. Diesseits des Prahflusses und überhaupt in der Nähe des Ufers findet man nur ärmliche Bambushütten; sobald man aber das Aschanti-Reich betritt, gewinnen die Häuser ein ganz anderes Aussehen. Hier sind sie stets im Viereck an den vier Seiten eines freien Platzes erbaut; der Fußboden des Grundstockes ist über den Grund erhoben, die Außenseite der Wände mit Wäldern in erhabener Arbeit geschmückt und sehr reinlich gehalten. Die meisten Häuser haben drei, vier und noch mehr solcher Höfe, welche alle unter einander in Verbindung stehen.

Die Gastfreundschaft wird hier in einer Weise ausgeübt, wie sonst nirgends in der Welt. Hier gibt es keine Gasthäuser, wo man ein Mittagmahl oder ein Unterkommen für die Nacht haben kann; aber

dafür kann man dieß überall finden. Man wählt das erste beste Haus im Dorf, geht hinein, nimmt Besitz davon und macht es sich bequem. Der Besitzer wird, wenn es nothwendig ist, seine eigenen Geräthe hinausschaffen, wird den fremden Gast mit Wasser, Holz und Kochgeschirren versehen und ihn dann als den Herrn des Platzes ganz unbelästigt allein lassen. Natürlich muß man diesen guten Leuten etwas zustecken, bevor man wieder geht, und da du ein weißer Mann bist, so erwarten sie etwas mehr von dir. Wenn du dem Häuptling des Dorfes einen Besuch abstatte willst, so wird er dir Palmwein vorsetzen: ein ganz annehmbares Getränk, wenn man durstig und ermüdet ist. In der That, dieses Volk ist gar nicht so schlimm. So oft ich in einem Dorfe übernachtete, erkundigte ich mich, ob es hier keine Kranken gäbe. Bald war ich von einigen Duzend presthafter Leute umringt. Einige fieber- und schmerzstillende Mittel und Balsam für Wunden verschafften mir bald den Ruf eines großen Arztes. Nur einmal mußte ich nicht zu helfen; jedoch glaube ich nicht, daß dieß meinem Rufe Eintrag that. Es kam nämlich ein fünfzigjähriger Mann zu uns und wollte eine Arznei für sein linkes Auge haben, welches er im letzten Krieg vom Jahre 1874 bei Apollonia verloren hatte. Er sagte, er möchte gern wieder auf beiden Augen sehen wie andere Leute. „Armer Mann,“ sagte ich, „leider habe ich dafür kein Mittel, und Gott allein kann dir dein Auge zurückgeben.“ „Nun gut,“ erwiderte er, „so möge Gott mir helfen,“ und ging zufrieden weg. Auf meiner Rückreise kamen alle, denen ich geholfen hatte, wieder, um mir zu danken, und eine alte Frau bat mich, ein Geschenk anzunehmen, welches in vier Eiern und zwölf Bananen bestand, die sie mir auf einem hölzernen Teller anbot.

Eines darf ich hier nicht mit Stillschweigen übergehen, nämlich den Abunsi-Hügel, welches der einzige etwas höhere Berg oder besser Hügel am Wege ist; seine Höhe beträgt, soviel ich bemessen konnte, etwa 450 Meter über dem Meerespiegel. Bei den Eingeborenen heißt er Kuschia-bepo, d. h. Kuschia-Hügel, weil er sich ganz nahe bei einem Dorfe dieses Namens befindet. Es war ungefähr acht Uhr Abends, als ich am Fuße dieses Hügels anlangte. Der ferkengerade Weg, der hinaufführte, erinnerte mich an die Jakobsleiter auf der Insel St. Helena. Während des Aschanti-Krieges hatte man durch den Wald einen Weg geschlagen, der sich rings um den Hügel bis auf den Gipfel desselben hinaufwand; aber jetzt sind fast alle Spuren dieses Weges verschwunden. Ich nahm also all meinen Muth zusammen und begann mit Hilfe eines Stodes den Weg emporzuklimmen. Vielmal hielt ich inne, um auf den Weg zurückzublicken, den ich schon überwunden, und auf die Strecke, die ich noch zurückzulegen hatte. Endlich gelangte ich auf den Gipfel. Eine Zeitlang ging es noch durch dichten Wald, zwischen hohen, dicken Baumstämmen, und ich hatte nicht mehr Aussicht als unten in der Ebene, d. h. gar keine. Plötzlich aber trat ich auf eine Stelle heraus, wo der Wald niedergehauen und verbrannt worden war, um einer Anpflanzung zu dienen. Der Wald öffnete sich gegen Nordwesten. Zwar konnte ich nur wenig sehen, aber der Anblick war gleichwohl großartig. In meiner nächsten Nähe, etwa einigte hundert Fuß unter mir, dehnte sich der Wald aus; etwas entfernter waren die Gipfel der Bäume in dichten Nebel gehüllt, den ein leichter Wind hin- und herwogen ließ. Es sah aus wie die windstille See, die nur durch leise Hebungen die Richtung der Windströmung andeutet. Meine Träger, meistens Fischer von der Küste, erkannten gleich die Ähnlichkeit und riefen: „Oh, das ist gerade wie das Meer.“

Während wir uns niedersetzten, um ein wenig Athem zu schöpfen, sah ich einen Mann auf uns zukommen. Ich bemerkte, daß er nicht die Gesichtszüge der Aschanti- oder Tanti-Neger hatte, und fragte ihn deshalb in der Tanti-Sprache nach dem Namen seiner Heimath. „Die heißt Gurisi,“ sagte er, und sogleich erhob sich einer meiner Träger und begann sich mit ihm in seiner Muttersprache zu unterhalten. Nach einigen Fragen und Antworten reichten sie sich die Hand und setzten dann ihre Unterhaltung fort, von der ich nichts verstehen konnte. Jetzt zeigten sie sich gegenseitig die Mase, die sie auf der Schulter



engerückt trugen, und schüttelten sich abermals die Hand. Der Träger erklärte mir sodann, sie seien nicht nur beide aus derselben Gegend, sondern ihre Dörfer lägen auch ganz nahe bei einander; seine Mutter sei aus dieses Mannes Dorf gebürtig, und eine seiner Schwestern sei dort verheirathet. Da ich noch niemals vorher den Namen dieser Gegend gehört hatte, so fragte ich ihn, wie weit es dahin sei. „Von Coomassie,“ sagte er, „braucht man drei Monate, um dahin zu gelangen. Zuerst muß man sehr hohe Berge übersteigen [in dieser Angabe erkannte ich das Konggebirge], dann muß man über einen sehr breiten Fluß setzen [dies muß der Nigerstrom sein], endlich von diesem Fluß bis nach Gurisi braucht man noch zwanzig Tage. Diese Gegend,“ fügte er bei, „ist sehr reich an Gold; Schafe, Kühe und Pferde gibt es überall in Menge, und auch Feuergewehre besitzen die Einwohner in großer Zahl.“ — „Aber wie bist du denn früher an die Seeküste gekommen?“ fragte ich ihn. — „Ich war damals noch sehr jung,“ erwiderte er, „und der Bart war mir noch nicht gewachsen, jetzt ist er schon grau; mein Dorf lag mit einem andern Dorf in Krieg. Im Kampf wurde ich verwundet und als Gefangener fortgeschleppt. Von den Feinden wurde ich verkauft und wieder verkauft und nochmals verkauft, bis ich endlich an das große Wasser kam [er meinte das Meer], und so gelangte ich nach Elmina.“ Hier brach das Gespräch ab; denn da die Stelle, wo wir saßen, sehr kühl war, so wollten wir nicht länger bleiben. Die beiden Gurisi-Neger schüttelten sich zum Abschied noch einmal die Hand, und dann zogen wir gegen die andere Seite des Hügels nach Kussia.

Am folgenden Tage befand ich mich schon in nächster Nähe von Coomassie, und hier mußten wir den Boten des Königs erwarten, bevor wir es wagen durften, seine Hauptstadt zu betreten. Ich vergaß zu erwähnen, daß ich die Reise hierher mit einem französischen Kaufmann aus Elmina gemacht hatte. Am 22. April Nachmittags 2 Uhr gelangten wir zu dem Haus, das für uns hergerichtet war, und hier bereiteten wir uns sogleich auf den öffentlichen Empfang vor. Als wir aus der Thüre traten, stand ein Häuptling da, der uns führen sollte. Unsere Träger wurden in zwei Reihen wie zu einer Prozession aufgestellt, und wir zogen hinter ihnen durch eine langgestreckte, vielfach gewundene Straße. Eine Menge von vielen Tausend Köpfen drängte sich zu beiden Seiten unseres Weges. Doch waren es meistens nur Weiber und Kinder, alle begierig, die weißen Männer zu sehen; die Männer dagegen waren mit ihren Häuptlingen in der Umgebung des Königs.

Am Ende der Straße gelangten wir auf einen sehr großen freien Platz; es war der Marktplatz, Ebiwaben genannt. Derselbe war mit Menschen buchstäblich bedeckt; der König und sein Gefolge, die Häuptlinge mit ihren Mannschaften und eine zahllose Menge von Zuschauern füllten den Raum. Die Beamten, Häuptlinge und Krieger bildeten einen weiten Halbkreis, in dessen Mitte der König stand. Wir begannen nun, vor ihnen aufzumarschiren. Jeder Häuptling war von seinem Gefolge umgeben, welches je nach seinem Rang größer oder kleiner und ebenfalls in einem kleinen Halbkreis um ihn aufgestellt war. Da diese Halbkreise vorne weit offen waren, so konnten wir leicht an jeden der Häuptlinge herantreten, welche auf Stühlen unter großen Sonnenschirmen saßen, während das Gefolge am Boden kniete. Wir zogen nun an der einen Seite des Halbkreises vorüber, grüßten nach Aschanti-Sitte und schüttelten jedem einzelnen Häuptling die Hand. Längs der ganzen Reihe ertönten die Hörner und wirbelten die Trommeln. Unterdessen kamen wir dem König immer näher. Er saß in einem prächtigen Lehnstuhl auf einer Emporbühne, welche für diesen Empfang errichtet worden war; über seinem Haupt breiteten sich zwölf große Sonnenschirme aus, und rings um ihn stand ein zahlloses Gefolge mit Säbeln, Gewehren, Trommeln, Hörnern, Trompeten, Fächern, Kopfschweifen u. s. w. Nur eine schmale Gasse in der Menge war für uns offen gehalten, und ich fürchte, daß ich auf meinem Weg vielen umstehenden Würdeträgern auf die Beine getreten habe. Als wir vor den König kamen, zogen wir die Hüte ab und grüßten ihn. Er streckte uns die Hand entgegen, die wir

freundschaftlich schüttelten. Seine Krone bestand nur aus einem Stück grünen Papiers, um welches drei Streifen Goldpapier herumkamen; die Krone hatte mehr die Gestalt einer bischöflichen Mitra. Um seinen Nacken waren zwei schwere Halsketten geschlungen, die eine aus Silber, die andere aus Gold. Seine Arme waren vom Handgelenk bis zum Ellbogen mit massiv goldenen Armspangen bedeckt, und über dem Ellbogen waren dicke Goldkugeln an einer Kette um die Arme geschlungen. Alle Finger seiner Hände waren fast bis an die Nägel mit goldenen Ringen geschmückt. Er trug ein seidenes Kleid und einen Mantel von demselben Stoff, über und über mit bunten Seidenstickereien und reich mit Gold verziert; ebenso waren seine Sandalen. Der Kopf des Königs, dessen Haar kurz geschoren war, ist rund und ziemlich groß; die Augen weit und glänzend, und seine ganze Erscheinung ist einnehmend. Er ist kurz gebaut und corpulent und scheint nicht über 40 Jahre alt. Nachdem wir dem König unsere Ehrfurcht bezeugt hatten, zogen wir rasch an dem übrigen Theil des Halbkreises vorüber, und doch dauerte dieser ganze Aufzug über zwei Stunden.

Nun wurden wir an das andere Ende des großen Platzes geführt, wo Stühle für uns in Bereitschaft standen. Wir setzten uns, und nun begann eine neue Vorstellung. Der König und die Häuptlinge zogen ihrerseits mit ihrem Gefolge an uns vorüber und begrüßten uns. Bei dieser Gelegenheit konnten wir sie besser und genauer im Einzelnen betrachten. Einer nach dem andern zogen sie mit ihren Begleitern an uns vorüber.

Einige waren nur niedere Häuptlinge mit wenig Leuten; andere dagegen waren hochgestellte Fürsten und hatten einen Haufen Trabanten, alle mit Sonnenschirmen, Trommeln, Trompeten, Säbeln und Gewehren. Besonders fiel mir der Heerführer oder Kriegsminister auf, dessen Name Kuaku-biri lautete. Er war ein großer, starker Mann und hatte etwa hundert Krieger mit Büchsen bewaffnet bei sich. Sie marschirten vier und vier in einer Reihe und schienen gute Soldaten. Dann kamen zwei Fetisch-Priester; aber diese weigerten sich, uns die Hand zu reichen, und begnügten sich, uns mit einer bloßen Handbewegung zu grüßen. Sie waren von etwa vierzig jungen Leuten gefolgt, von denen ich vermuthete, daß es Novizen oder Lehrlinge ihrer Schwarzkunst waren; sie waren alle gleich gekleidet und tanzten in der sonderbarsten Weise an uns vorüber. Als der Prinz Booby herankam, erhoben wir uns vor ihm von unseren Sitzen. Er reichte uns nicht bloß die Hand zum Gruß, sondern umarmte uns auch nach afrikanischer Sitte, indem er uns an seine Brust drückte. Dies ist ein Zeichen großer Freundschaft und Zuneigung. Dieser Prinz hat die Mutter des Königs zur Frau und besitzt den Rang eines Premier-Ministers im Aschanti-Reich.

An dem stärkeren Schmettern der Trompeten und Wirbeln der Trommeln und dem Zuruf der Menge erkannte ich, daß der König sich nahte. Vor ihm zogen einige Hundert Leute her, welche auf ihren Köpfen die Schätze des Königs trugen, als da sind: Lehnstuhl, Stühle, Blechpfannen, Porzellanvasen, irdene Krüge, Silbergeschirr, Teller und Platten und Lampen aller Art und viele Schlüssel; außerdem eine Menge Hausrath der verschiedensten Art. Zwei Gegenstände fielen mir besonders auf: ein herrlicher Lehnstuhl aus schwarzem Ebenholz mit Silbernägeln beschlagen, und — eine Unzahl von eisernen Schlüsseln, große und kleine, gewiß 2000 an der Zahl, so daß zwei Männer sie kaum schleppen konnten. Aus dem Anblick dieser vielen Schlüssel nämlich ziehen die Unterthanen den Schluß, ihr König müsse ungeheuer reich sein, da er eine solche Menge von Rissen und Kasten und Schränken zu verschließen habe. Indes muß ich gestehen, daß viele dieser Schlüssel ganz rostig waren. Nach diesem kam die Leibwache des Königs. Sie bestand aus 50 Mann und versteht zugleich das Amt der Henker und Scharfrichter. Ihr Anblick allein genügt schon, um zu zeigen, was sie sind. Sie kleiden sich wie das übrige Volk, nur scheeren sie sich den Vordertheil des Kopfes, während vom Hinterkopf die Haare lang und ungekämmt niederhängen. Ihre Gesichtszüge sind scheußlich, namentlich wenn sie tanzen und ihre





Eisgang auf dem Sklavensflusse im hohen Norden Amerikas.



Messer in drohender Weise schwingen. Jetzt erschien der König. Er saß in einer Hängematte, oder besser in einem Tragkorb, der von einem feinen Vorhang überschattet war. Acht starke Männer trugen ihn. Als die Trompeten und Trommeln lauter ertönten, begann das ganze Volk zu tanzen und zu jauchzen, so daß eine dicke Staubwolke den König umwogte. Dem König schien dieser Anblick zu gefallen, er lächelte der Menge zu und grüßte mit der Hand. Als er in unsere Nähe kam, sprang er aus dem Tragesessel, und sogleich eilten 20 Mann seiner Leibgarde herbei, um ihn von allen Seiten zu umgeben, während einer vor ihm herging und mit seinem goldenen Schwert den Weg zeigte. Der König schritt unter einem großen Sonnenschirm, während Hofschweife die Fliegen abwehrten und Palmblatt-Fächer ihm Kühlung zufächelten. Der Lärm der zahllosen Trommeln und Trompeten und das Geschrei der Menge war geradezu grausenhaft, und das Ganze bot einen zwar großartigen, aber doch höchst sonderbaren und wilden Anblick dar. Als der König auf uns zutrat, wurde es für einige Augenblicke still, und wir erhoben uns. Dann ergriff der König meine Hand und hielt sie eine Zeitlang schweigend in der seinen, während alles Volk umher wieder in gewohnter Weise — oh! oh! oh! zu schreien begann. Während dessen führte der König einen Kriegstanz vor uns auf, wobei er erst einen Säbel und dann eine Büchse in der Hand schwang. Jetzt wandte er sich von uns ab und zog weiter, wobei eine Schaar von 200 Musikföhrern, alle mit guten Snider-Gewehren auf den Schultern, ihm folgten. Der Zug des königlichen Gefolges allein dauerte über eine Stunde. Den Beschluß machten die Häuptlinge und Führer, welche alle uns in derselben Weise begrüßten. Der letzte von ihnen hatte nur zwei Begleiter und einen Trommler bei sich. Irgend ein Unfall muß jedoch dem unglücklichen Instrument dieses Mannes zugestoßen sein; denn das Trommelfell hatte zwei große Löcher, und man hörte ihren Schall kaum, obgleich sie stark bearbeitet wurde. Für diesen Tag waren alle Festlichkeiten vorbei. Es war aber auch bereits halb sechs Uhr Abends und wir fühlten uns alle sehr ermüdet. Meine Privat-Audienz beim König fand einige Tage später statt.“

### Nordamerika.

**Apost. Vikariat Athabaska-Mackenzie.** In einem frühern Jahrgange (1881. S. 39 ff.) erzählte uns der greise Msgr. Faraud, der apostolische Vikar von Athabaska-Mackenzie, seine mühselige Flußreise den Athabaska, Sklavensfluß und Mackenziestrom abwärts bis nach der Station Good-Hope jenseits des Polarkreises und dann zurück bis zur Missionsstation von der Vorsehung am großen Sklavensee, wo er gichtkrank eintraf. Vor Kurzem ist uns die Fortsetzung seiner Rückreise zur Veröffentlichung zugestellt worden, und obgleich die Ereignisse, welche uns der hochwürdigste Herr erzählt, nicht mehr neuesten Datums sind, legen wir sie doch unsern Lesern vor als ein lebendiges Bild der Mühen und Strapazen unserer Missionäre im hohen Norden:

„Bis Mitte December schritt meine Besserung langsam voran, und ich konnte nur einen Theil des Tages meine Hände mit kleinen Schnitzereien wieder beschäftigen, wie z. B. Rahmen, Verzierungen für das Allerheiligste u. s. w. Solche Arbeiten waren für meine nervöse und fieberhafte Aufregung eine nützliche Zerstreuung, für unsere Patres, Brüder und Kinder eine Freude und für die Mission ein Gewinn von vielen Kleinigkeiten, die sie vielleicht nie würde erhalten haben. Obgleich es mir schwer fiel, auf den Füßen zu stehen, so wurde ich doch zugleich Meister und Führer einer Werkstätte. Unsere beiden Patres, Recorre und Labet, zeigten nämlich einen großen Eifer für das Schreinerhandwerk, von dessen Nothwendigkeit für fast alle Missionen sie überzeugt waren, und der große Saal der bischöflichen Wohnung wurde zu einer Schreinerei, Zimmerwerkstatt und selbst Buchbinderei. Da ich es mit eifrigen und intelligenten

Gesellen zu thun hatte, so waren die Fortschritte groß und bald standen Möbel, Kommoden, Pressen, Bauarbeiten für einstöckige Wohnungen um uns herum. So verliefen die Wintermonate.

Gerne hätte ich meinen Aufenthalt in diesem theuern Hause der Vorsehung verlängert; aber der unerbittliche und für den Missionär so ernste Ruf: „Vorán, vorán! Du bist noch nicht am Ziele,“ ließ sich wieder hören. Mein Zustand erlaubte es, ihm zu folgen, und so rüstete ich mich zur Abreise. Nur schmerzte es mich sehr, nicht hinreichend Kräfte zu haben, um meinem Wunsche gemäß auch die entferntesten Missionsstationen besuchen zu können, sondern einfach wieder umkehren zu müssen.

Alles war bereit, das beladene Canot lag am Ufer vor dem Waisenhause; gegen 10 Uhr Morgens trat ich aus der bischöflichen Wohnung, begleitet von unsern guten Patres und Brüdern. Alle waren bis zu Thränen gerührt, so schwer wird dem Menschen die Überzeugung, daß das Glück dieser Erde doch nur von der Dauer eines Tages sein kann. Die Schwestern, deren große Opferwilligkeit und Selbstverläugnung ich nicht genug bewundern kann, durfte ich bei meinem Abschiede auch nicht vergessen, und obwohl ich Allen schon seit einigen Tagen die Freiheit gestattet hatte, mich nach Wunsch besuchen zu dürfen, so hatte doch Jede noch eine Frage an mich zu stellen oder um einen Rath zu bitten. So schwer es auch wurde, wir mußten uns trennen, denn die Ruderer verloren fast die Geduld. Man führte oder besser trug mich das steile Ufer hinab, und ich war eingeschifft. Die Glocken läuteten, die Büchsen knallten und tausendmal erschallte der Ruf: Adieu, Monseigneur! besuchen Sie uns bald wieder! und ebenso oft wiederholte die Wildniß und das Echo des Flusses: Adieu, Monseigneur! Adieu, meine Kinder!

Schon mehrere Meilen lagen hinter uns, wir waren einsam in der Wildniß. Doch nein, ich war nicht ganz allein; unser vortrefflicher Bruder Boisramé, mein treuer und ergebener Begleiter auf meinen ersten bischöflichen Reisen in den Norden, wollte mir auch diesmal folgen. Hätte ich seinem Wunsche widersprechen wollen, so wäre ich nach einer zehnjährigen Trennung grausam gewesen gegen ihn und zugleich gegen mich selbst, da mein Zustand noch einer aufmerksamen Pflege bedurfte, die ich nur von ihm erwarten konnte. Der gute P. Labet, der nicht weiter mitgehen konnte, als bis zur Mission vom hl. Joseph, übernahm bis dahin die Stelle und Mühen eines Ruderers.

Bald nahmen die unvermeidlichen Unannehmlichkeiten der Reise ihren Anfang; zuerst nöthigten kleine Stromschnellen die ganze Gesellschaft, Patres, Brüder und Ruderer, in das kalte noch von Eisschollen durchzogene Wasser auszustiegen. Etwas weiter war das zerbrockelte Eis zu hohen Haufen aufgethürmt, daß es unmöglich schien, durch diese Hindernisse durchzukommen; allein die Fahrleute des hohen Nordens bleiben vor solchen Kleinigkeiten nicht stehen<sup>1</sup>. Der Bug — oder die Zwickel, wie man ihn hier zu nennen pflegt — unseres Canot aus Birkenrinde wurde mit starkem Segelwerk bedeckt, die Ruderer griffen zu den langen Stöcken, um die Eisschollen in einer anständigen Entfernung zu halten und dann ging's vorwärts. Zuweilen jedoch, als ein starker Wind die dichtgedrängten Schollen trieb, waren unsere Anstrengungen fruchtlos, und um unser Canot nicht der Gefahr der Zertrümmerung auszusetzen, waren wir genöthigt, Halt zu machen. Zudem wir dem Eise theils aus dem Wege gingen, daselbe theils zurückstießen oder umherwarfen, gelang es uns endlich an einer kleinen Insel, die inmitten einer tiefen Bucht

<sup>1</sup> Die Missionsstation von der Vorsehung liegt an einem in die große nördliche Bucht des Großen Sklavensees mündenden Flusse. Aus diesem Flusse fuhr der greise Bischof zunächst in die genannte Bucht und dann längs der Ufer zu der Missionsstation des hl. Joseph, welche am südlichen Ufer des Großen Sklavensees, unsern der Mündung des Sklavensflusses, liegt. Der Große Sklavensee bedeckt eine Fläche von etwa 21,500 Quadrat-Kilometer und ist jährlich 6 Monate mit Eis bedeckt.



hervortauchte, anzulegen. Kaum waren wir ausgestiegen, als uns ein starkes Gewehrfeuer in Alarm versetzte; die Flamme blühte an der Spitze des 'Cap der Felsen'. Unsere Ruderer waren ganz außer sich bei dem Gedanken, noch denselben Abend Eltern und Freunde, die sie seit so langer Zeit nicht gesehen, wiederzufinden und erblickten nirgendwo mehr Hindernisse. Nach ihrer Ansicht hatte die Ankunft eines großen Häuptlings des Stammes, wahrscheinlich des Häuptlings vom See der Forelle, die Freude und die Gewehrsalven veranlaßt; zugleich wäre das auch ein Beweis, daß die große Bucht des Flusses Aux foins frei sei, mithin das Eis an dieser Stelle aufhören müsse. Ich gab diesem großen Verlangen, augenblicklich abzufahren, um so lieber nach, als ich erwarten durfte, einer großen Zahl der verlassenen und unwissenden Wilden einige geistlichen Gnaden spenden zu können. So sind wir denn wiederum mitten zwischen dem Eise. Nach fünfständiger, mühevoller Anstrengung erreichten wir etwas vor Sonnenuntergang das heißersehnte Ziel. Es war für diese weiten unbewohnten Gegenden, was man wohl ein großes Lager nennen kann, wir fanden nämlich ungefähr 30 Familien in etwa 15 mit Reintierhäuten überzogenen Hütten.

Alle waren auf den Beinen, um die neuen Gäste kennen zu lernen. Aus Furcht, ich möchte nicht erkannt werden, gaben meine Ruderer schon aus einiger Entfernung 5 Schüsse, um ihren Landsleuten wenigstens anzudeuten, daß sie eine hohe Persönlichkeit an Bord hätten. Umsonst, kein einziger Schuß fiel im Lager als Antwort; meine Gefährten ließen abermals ihre Büchsen knallen und dasselbe Schweigen war die Antwort. Mit welchen ungesitteten Menschen hatten wir es also zu thun? sollten es etwa Feinde sein, die aus der Ferne kamen, um die Umwohner des Sklavensees zu bekriegen? Kurz, meine Ruderer wagten nicht, voranzufahren. Doch, wie sehr hatten sie sich getäuscht! In den vermeintlichen Feinden erkannten sie bald ihre Eltern und Freunde, schrieben die ausgebliebenen Flintenschüsse dem einfachsten aller Gründe zu, indem sie annahmen, das Pulver sei ihnen ausgegangen, und steuerten direct auf das Lager. Ich ward von Einigen erkannt, aber anstatt, wie sonst bei solchen Gelegenheiten, in lautes Freuderufen auszubringen, zogen sich fast Alle in ihre Hütten zurück. Wir landeten an einer Halbinsel, ungefähr 100 Meter weit vom Lager, und schlugen unsere Zelte auf, aber Niemand rührte sich. Ich fühlte ein inneres Unbehagen. Auf meinen Stock gestützt wollte ich zum Lager gehen; allein ein großer Sumpf sperrte mir den Weg, und so ließ ich ihnen sagen, daß ich sie bei mir erwartete. P. Labet und Br. Boisramé machten ihnen einen Besuch, wurden aber äußerst kalt empfangen.

Wer mochten doch diese Wilden sein? Ungläubige waren nicht Alle, denn ich hatte in der Menge Einige erkannt, die ehemals eifrige Neophyten waren. Schon wurde es stockfinster, aber noch kam Niemand. Endlich schlichen Einige ganz beschämt und fast verstohlener Weise heran, ihre Zahl vergrößerte sich. Als ihrer ungefähr 30 beisammen waren, hielt ich ihnen, ohne die geringsten Vorwürfe zu machen, einen recht eindringlichen Unterricht über die Nothwendigkeit des Seelenheilens und die Schrecken der Hölle. Man seufzte und jammerte. Damit die heilsamen Regungen der Gnade nicht fruchtlos blieben, ließ ich sie dann den Rosenkranz beten und einigelieder singen. Ein schwacher Anfang von Begeisterung war da. Ich erkundigte mich nun nach der Ursache, weshalb sie so schüchtern gewesen und sich von mir ferngehalten, als wenn sie mich als ihren Vater nicht mehr anerkennen wollten. Sie versuchten es, ihrer Anhänglichkeit an unsere heilige Religion feierlichen Ausdruck zu geben; allein die Worte verstummten auf ihren Lippen. Ich begriff schon Alles. Einige, die im Herzen gläubig geblieben waren, lebten in Anschauung, und die Übrigen, ihr Häuptling an der Spitze, hatten sich von der Häresie fangen lassen; denn im Verlaufe des Winters erhielten sie einen Besuch von einem protestantischen Prediger, der sie mit allerhand kleinen Geschenken überhäufte und ihnen darauf das Versprechen abnahm, nie mehr in die Nähe eines Priesters zu gehen. „Dieses Versprechen,“ sagte mir der

Häuptling unter Thränen, „habe ich nicht gemacht; denn ich würde keinen Andern zum Vater haben wollen als Dich; aber die Mehrzahl meiner Stammesgenossen hat dasselbe gethan, und über diese ihre Treulosigkeit war ich so beschämt, daß ich Dir nicht mehr unter die Augen zu kommen wagte. Als ich Dich auf dem Canot erblickte, rief ich aus: ‚Sehet da unseren Vater, den großen Lehrmeister des Gebetes, der zuerst unter uns erschien, uns zu belehren, daß der Himmel unsere wahre Heimath sei! Werdet ihr die Kraft haben, seine Gegenwart ertragen zu können, und werdet ihr nicht euren Fehler mit Reuethränen abwaschen?‘ Niemand gab eine Antwort, Alle zogen sich feige zurück.“ So redete der Häuptling. Alle Anwesenden betheuerten ihre Anhänglichkeit an den katholischen Glauben.

Die Morgendämmerung hatte bereits die Finsterniß verschenkt, als diese Wilden sich zurückzogen. Aber meine Seele und mein Herz waren voll Kummer und Schmerz. Einige, diese Zuversicht habe ich, werden aus den Ermahnungen und Belehren der verfloffenen Nacht Nutzen ziehen. Mir bleibt aber diese Nacht ein schwarzer Punkt und eine der traurigsten Erinnerungen in meiner 36jährigen Missionsthätigkeit unter den Wilden.

Der Himmel war klar, die Bucht des großen Flusses Aux foins frei von Eis; des Morgens um 4 Uhr schifften wir uns ein. Nach den schmerzlichen Eindrücken der Nacht war eine gute Stunde der Betrachtung nicht zu viel, um die Gemüthsbewegungen meiner armen, gebrühten Seele zu besänftigen. Mein Inneres war wieder im Frieden, und eine sanfte Brise schwellte zugleich das Segel. Nach einer zweitägigen, glücklichen Fahrt kamen wir in Sicht der Glenitthier-Insel, wo die Mission des hl. Joseph liegt. Wir glaubten, in einigen Stunden landen zu können, als sich plötzlich vom Ende des See's ein starker Südostwind erhob und ungeheure Wogen vor uns aufstürmte. Wir mußten Halt machen. Am andern Morgen versuchten wir in einem günstigen Augenblick der Windstille unser zerbrechliches Fahrzeug zu landen; aber unversehens erhob sich der Sturm von Neuem und drohte uns umzuwerfen, da barg unser Steuermann sein Canot hinter einem flachen, mit Holz bewachsenen Vorsprunge. Die Nacht und den folgenden Tag hindurch bis 2 Uhr Nachmittags fleg die Wuth des Sturmes immer mehr und mehr und die schaumgekrönten Wogen erhoben sich meterhoch über den Ufern. Durch seine eigene Gewalt bezwungen, ließ der Sturm endlich nach, und wir fuhren weiter. Nach einigen Stunden hatten wir St.-Joseph vor uns; unsere Ruderer gaben als Signal der Ankunft 3 Flintenschüsse und 100 andere antworteten. Als bald ist das ganze Lager in Bewegung. Männer, Frauen, Kinder, Alle eilen zum Strome, klatschen vor Freude mit den Händen und eilen, die große Kunde allen Übrigen zu bringen.

Da sind wir denn am Landungsplatze. Der gute P. Dupère, augenblicklich der einzige Missionär an dieser Station, hilft mir beim Aussteigen. Aber drei Häuptlinge haben sich schon meiner Person bemächtigt und tragen mich buchstäblich fort. Ein einzig dastehendes Schauspiel in den Annalen unserer Mission bietet sich nun meinen Blicken dar. Der Weg vom Landungsplatze bis zur Thüre der Kapelle beträgt ungefähr 100 Meter und zu beiden Seiten desselben stehen unsere Neophyten in drei dichtgedrängten Reihen; die Kinder zuerst, dann die Frauen, und hinter diesen die Männer. Bei meiner Ankunft sanken Alle auf die Kniee, um den bischöflichen Segen zu empfangen. Dann schritt ich durch die Reihen, und ein Jeder blieb an seinem Platze, bis der Letzte den Ring des Bischofes geküßt und seine Hand berührt hatte. Ich war bis zu Thränen gerührt und die Gläubigen waren es ebenfalls. In Wahrheit, der hl. Joseph hat die Kinder gut beschützt, welche ich vor mehr als 30 Jahren seiner Obhut anvertraute. Treu und eifrig, wie bei meiner ersten Visite im Jahre 1851, sind sie stets sich gleich geblieben, ja treu der Gnade hatten sie unterdessen immer mehr an Eifer zugenommen.

Nach diesem Empfange begaben sich Alle in die Kapelle. Während ich Rochet und Pallium anlegte, begann der Gesang, und obgleich die Stimme unserer Neophyten einzeln genommen keines-



wegs hübsch zu nennen, vielmehr etwas gebrochen und näselnd ist, so ist doch der Effect des allgemeinen Gesanges, in den Männer, Frauen und Kinder vereint einstimmen, ein gewaltiger. Auf den Gesang folgte eine feierliche Stille; aller Augen richteten sich auf den „großen Redner himmlischer Dinge“, den Bischof. In dem Unterrichte, der trotz seiner zweistündigen Dauer nach ihrer Meinung noch viel zu kurz gewesen, rief ich ihnen den hohen Beruf in's Gedächtniß, zu dem sie durch meine Bemühungen gelangt seien, und die Nothwendigkeit, demselben durch genaue Erfüllung seiner Vorschriften treu zu bleiben. Ich zählte ihnen alle erhaltenen Gnaden einzeln auf: Taufe, Bessersprechung, Communion, Firmung u. s. w., alle nur eine Vorbedeutung und die Grundlage der Gnade aller Gnaden, die sie erwartete: der Seligkeit nämlich des Himmels, als Tausch für die Leiden dieser Erde. Als ich gegen Ende des Vortrages mit Nachdruck die Worte an sie richtete: „Meine Kinder, hütet euch vor Wölfen!“ betrachtete man mich mit einer fragenden Miene, und verwundert blickte der Eine den Andern an. „Meine Kinder“, fuhr ich fort, „die Wölfe sind die Diener einer falschen Religion, die da mit süßlichen Worten und Sprüchen zu euch kommen, die Hände stets voll Geschenke haben und damit das Gift eueren Herzen einträufeln. Seid auf eurer Hut, denn der Feind

bemächtigt sich des Platzes in einem Augenblicke, wenn man es am wenigsten erwartet.“ Zum Beweise erzählte ich ihnen das schmerzliche Zusammentreffen der verflochtenen Tage mit einem Theile ihrer verführten Brüder. Bei dieser Erzählung riefen Alle wie mit einer Stimme: „Die Unglückseligen, so ihren Vater verkennen! Nein, wir werden nie, wir werden niemals aufhören, Dich zu lieben!“ Die Feier schloß mit einem Triumphgesange zur Ehre der seligsten Jungfrau Maria, Mutter Gottes und Königin der Engel und Menschen.

Beim Eintritt in den Saal der Mission fand ich in einem Halbkreise die Häuptlinge und Ältesten versammelt. „Es ist schon lange her“, sagten sie, „daß wir Dich gesehen; verzeihe uns, wenn wir ohne Rücksicht auf Deine Krankheit und Beschwerden die Abendstunden bei Dir verlängern. Wenn Du zu müde bist, dann rede nicht, wir wollen schon zufrieden sein, Dich bloß zu sehen.“ Als dann begannen aber die tausend und tausend Fragen, die ein Wilder bei solchen Gelegenheiten stellen kann. Ich gab auf jede einzelne eine kurze Antwort und doch war die Sonne schon am Horizonte wieder sichtbar, als wir noch beisammen saßen. Sie zogen sich zurück und ich versuchte ein wenig zu ruhen. Allein die außerordentlichen Gemüthsbewegungen und das heftige Sichtheilen ließen den Schlaf nicht auf meine Wimpern kommen. (Schluß folgt.)

## Für Missionszwecke.

	Markt.		Markt.		Markt.
Für die dürtigsten Missionen:		Von Reg. Cramer in Münster i. W. . . . .	90.45	Von und durch Pfarrer Zürn in Göttingen . . .	21.79
„Dominus multiploct“ . . . . .	40.—	„ J. R. Kl. „Zu Ehren des heiligsten Herzens Jesu“ . . . . .	100.—	Durch Caplan Wörner in Holzheim . . .	15.—
Von M. K. in F. . . . .	10.—	Durch Caplan Remlinger in Erlingen . . . .	100.—	„ den „Sendboten des göttlichen Herzens Jesu“ in Innsbruck . . . . .	83.05
Papalino . . . . .	6.50	Von Pfarrer St. in F. . . . .	25.—	Für den Franziscus-Kaverius-Verein:	
„Zu Ehren der allerheiligsten Jungfrau Maria“ .	20.—	Durch das „Kathol. Sonntagsbl.“ in Würzburg .	52.—	Von J. a. J. . . . .	6.76
Unbekannt, Ein. Schwyz: Ein Tedeum ex voto für Contabl 1882 . . . . .	80.—	Für die noch lebenden Missionsprediger zur Verfolgung von heil. Messen:	465.95	Papalino . . . . .	7.50
„Unbekannt, dem Erbfür der Welt zu Ehren“ .	20.—	Von R. R. Pfarrer in Westpreußen . . . . .	31.—	Von J. Herkens in Biersen . . . . .	6.—
Von J. Haller, Caplan in Algod, Kiro . . . . .	6.98	Papalino . . . . .	3.—	Für den Kindheits-Jesu-Verein:	
„Angenommen“ . . . . .	15.20	Von B. N. in Pfarrkirchen . . . . .	87.10	Aus Niederschönenfeld in Bayern . . . . .	15.—
„S. J. in Freiburg . . . . .	99.80	„ J. in M. . . . .	6.—	Von Pfarrer Strobel in Holzheim . . . . .	23.—
„M. K. in F. . . . .	10.—	Für die Jesuiten-Mission am Sambesi (Südafrika):		„ W. A. Kubold in Goch . . . . .	24.—
„B. „Zu Ehren der schmerzhaften Mutter Maria und zum Troste der armen Seelen“ .	359.38	Von G. S. in Legden . . . . .	15.—	„ einem Veteranen im National Military Home in Ohio, durch B. Herder, St. Louis, Mo. . . . .	8.—
„J. B. in Würzburg, St. Schloffen . . . . .	10.20	„ G. J. H. . . . .	50.—	und durch Pfarrer Zürn in Göttingen . .	16.64
„Conrad v. Hobe, Hilfspriester in Luttach .	1.63	„ J. Schmitz, Caplan in Hohenbrunn, Steiermark . . . . .	17.12	Durch Caplan Wörner in Holzheim . . .	15.—
„A. 2. Gymnasial . . . . .	1.50	„ Theresie Frein von Walterskirchen in Wien .	51.28	„ den „Sendboten des göttlichen Herzens Jesu“ in Innsbruck . . . . .	50.68
Papalino . . . . .	4.—	„ W. B. in J. . . . .	30.05	Für Verkauf und Unterhalt von Heidenkindern:	
Von J. R. Kl. „Zu Ehren des heiligsten Herzens Jesu“ . . . . .	100.—	Durch die Stella matutina in Feldkirch . . .	40.—	Von J. H., durch B. Herder, St. Louis, Mo. .	8.20
Durch Caplan Remlinger in Erlingen . . . .	150.—	„ Caplan Remlinger in Erlingen . . . . .	50.—	„ Caplan A. W. in W. . . . .	65.—
Von und durch Pfarrer Zürn in Göttingen . .	32.02	Von Pfarrer St. in F. . . . .	25.—	Aus St. Peter bei Freiburg . . . . .	21.—
„Pfarrer St. in F. . . . .	100.—	Durch das „Kathol. Sonntagsbl.“ in Würzburg .	87.—	Von G. M. in Wachen . . . . .	5.—
Durch die „Freie Stimme“ in Radolfzell . .	20.—	„ den „Sendboten des göttlichen Herzens Jesu“ in Innsbruck . . . . .	9.21	„ J. Hintzberger, Beneficiat in Oberndorf . .	20.—
„Caplan Wörner in Holzheim . . . . .	20.—	Für die Missionen in Afrika:		Durch J. B. in M. . . . .	21.—
„ das „Deutsche Volksblatt“ in Stuttgart .	750.79	Von G. J. H. . . . .	50.—	„ P. G. . . . .	21.—
Für die orientalischen Schulen:		„ J. R. . . . .	2.—	„ die Stella matutina in Feldkirch . . .	5.10
„Sanctissimum nomen tuum“ . . . . .	10.—	„ P. R. Steyrer, Prior in St. Lambrecht . .	1.70	Vom kath. Jesuitenverein in Schönau, Böhmen .	15.—
Aus Niederschönenfeld in Bayern . . . . .	5.—	„ J. R. Kl. „Zu Ehren des heiligsten Herzens Jesu“ . . . . .	100.—	Von R. A. . . . .	15.—
Von J. R. Kl. „Zu Ehren des heiligsten Herzens Jesu“ . . . . .	100.—	Durch das „Kathol. Sonntagsbl.“ in Würzburg .	32.—	„ Dechant Schoofs in Biberich . . . . .	15.—
Durch Caplan Remlinger in Erlingen . . . .	20.—	„ den „Sendboten des göttlichen Herzens Jesu“ in Innsbruck . . . . .	95.60	Durch Pfarrer Angele in Roth, D. A. Laupheim	20.—
Für die Mission in Constantinopel:		Für die Ausfähigen auf Madagascar:		Von J. R. Kl. „Zu Ehren des heiligsten Herzens Jesu“ . . . . .	100.—
Durch Rector Kläs in Düsseldorf . . . . .	3.—	Aus dem Nachlaß des Pfarrers Bomles in Pöls . . . . .	120.—	„ Pfarrer St. in F. . . . .	25.—
„ das „Deutsche Volksblatt“ in Stuttgart .	211.25	Für nordische Missionen:		Durch den „Sendboten des göttlichen Herzens Jesu“ in Innsbruck . . . . .	17.86
„ die „Freie Stimme“ in Radolfzell . . . .	6.—	Von P. R. Steyrer, Prior in St. Lambrecht . .	1.70	Für Verkauf und Unterhalt von Negerkindern:	
Für die Missionen in China, Fongting und Japan:		Durch Rector Kläs in Düsseldorf . . . . .	12.—	Von Mina Huber in Frankfurt a. M. . . . .	10.—
Aus Gelsenhausen: Deus benedict . . . . .	10.—	„ Caplan Remlinger in Erlingen . . . . .	20.—	Durch Rector Kläs in Düsseldorf . . . . .	1.20
Von P. R. Steyrer, Prior in St. Lambrecht . .	1.70	Von Bulach . . . . .	5.—	„ den „Sendboten des göttlichen Herzens Jesu“ in Innsbruck . . . . .	6.85
Durch das „Kathol. Sonntagsbl.“ in Würzburg .	5.—	„ Pfarrer W. . . . .	21.—	Pro Papa:	
„ das „Deutsche Volksblatt“ in Stuttgart .	16.—	Für den Raphael-Verein:		Durch die „Neuß-Grevenbroicher Ztg.“ in Neuß .	50.—
„ den „Sendboten des göttlichen Herzens Jesu“ in Innsbruck . . . . .	191.74	Durch das „Kathol. Sonntagsbl.“ in Würzburg .	7.—	Papalino . . . . .	6.—
Für die noch lebenden Christen in Ägypten:		Für die deutsche Mission in Paris:		Von M. v. L. . . . .	48.—
Aus Gelsenhausen: Deus benedict . . . . .	10.—	Von Pfarrer St. in F. . . . .	100.—	„ R. B. . . . .	20.—
Von Pfarrer Stein in Königseggwald . . . .	75.—	Für das Missionshaus in Stegl:		„ R. A. aus E. . . . .	30.—
„ Caplan Remlinger in Erlingen . . . . .	10.—	Durch Caplan Remlinger in Erlingen . . . .	30.—	„ J. in M. . . . .	4.—
Durch das „Kathol. Sonntagsbl.“ in Würzburg .	6.—	Von Pfarrer St. in F. . . . .	25.—	Durch Caplan Remlinger in Erlingen . . .	10.—
Für die durch einen Orkan schwer heimgegangenen Christen auf den Philippinen:		Für das Werk der Glaubensverbreitung:		Von und durch Pfarrer Zürn in Göttingen .	42.18
Aus Gelsenhausen: Deus benedict . . . . .	5.—	Von Ant. Rauch in St. Florian, Steiermark .	25.62	Jahrescollekte aus Kleppau . . . . .	10.—
Für die Missionen in Palästina:		Durch den „Sendboten des göttlichen Herzens Jesu“ in Innsbruck . . . . .	97.71	„ J. . . . .	5.—
Durch Pfarrer Siebert in Hüllendorf . . . .	25.—	Für die Mission in Hammerfest:		Für verschiedene Zwecke:	
„ die „Freie Stimme“ in Radolfzell . . . .	1.—	Durch die „Neuß-Grevenbroicher Ztg.“ in Neuß .	50.—	Von Pfarrer Ebert in Jähringen . . . . .	5.—
„ Caplan Remlinger in Erlingen . . . . .	10.—	Für den Rodus-Verein:		„ R. A. B. . . . .	12.—
Für die St. Josephskirche in Gagar:		Von Pfarrer Stein in Königseggwald . . . .	100.—	Durch die „Freie Stimme“ in Radolfzell . .	20.—
Durch das „Deutsche Volksblatt“ in Stuttgart .	10.—	Für den Bonifacius-Verein:		„ Peter Roggo, Pfarrer in Gurmels . . . .	32.—
Für die noch lebenden Priester in Sizilien:		Aus Niederschönenfeld, Bayern . . . . .	13.15	„ das „Deutsche Volksblatt“ in Stuttgart .	148.04
Von Pfarrer Riden in Esch bei Longenich . .	110.—	Papalino . . . . .	4.50	„ Agel. J. in Essen . . . . .	6.—
Durch Dehan Meyer in Höffelten . . . . .	10.—	Von R. R. aus E. . . . .	37.50	„ Caplan Gla in Weide . . . . .	8.—

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von J. J. Sutter, Theilhaber der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg. Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg (Waben). — Redactionschluss und Ausgabe: 16. Januar 1883.

Der Abdruck der Aufsätze der „Katholischen Missionen“ ist nicht gestattet, der der Nachrichten nur mit Angabe der Quelle erwünscht.